Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 6 – 11. Februar 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Der Streit um die Mohammed-Karikaturen (unser Foto zeigt aufgehetzte Iraner beim Verbrennen einer deutschen Fahne) sollte Anlaß sein, auch einmal grundsätzlich über den Schutz religiöser Gefühle vor Blasphemie und Verunglimpfungen nachzudenken – nicht nur gegenüber Muslims, sondern auch gegenüber Christen. Da haben wir gerade in Deutschland inzwischen erheblichen Nachholbedarf. Denn im Vergleich zu dem, was uns unter dem Deckmantel der Kunstfreiheit an entwürdigenden Christusdarstellungen und ähnlichen Machwerken vorgesetzt wird, sind die dänischen Karikaturen über den Propheten Allahs geradezu harmlos. Beiträge zu diesem Thema auf den Seiten 4, 5 und 24.



Foto: pa

Die sichere Alternative

Neue Studie bestätigt: Vor Fusionskraftwerken braucht man keine Angst zu haben

Erst der Gas-Streit zwischen Rußland und der Ukraine, dann das ebenso überraschende wie beängstigende Ergebnis der Palästina-Wahlen, schließlich der zeitweise völlig außer Kontrolle geratene „Religionskrieg“ zwischen Muslims und Christen, all dies begleitet vom Dauerton der Bombenexplosionen im Irak – neben anderen die Öffentlichkeit beunruhigenden Aspekten spitzt sich damit auch die bange Frage zu: Wie sicher beziehungsweise unsicher ist unsere Energieversorgung?

Es geht hier nicht um ein Randthema, sondern um eine Kernfrage. Denn ein Zusammenbruch unserer Energieversorgung würde auch das Ende von Wohlstand, Lebensstandard und Sozialsystemen bedeuten. Ohne kontinuierlichen Nachschub an Energie gehen in Deutschland die Lichter aus, stehen in der Industrie alle Räder still, findet kein Personen- und Warenverkehr mehr statt.

Über 60 Prozent unserer Primärenergie aber stammt aus dem Ausland, großenteils aus politisch instabilen Ländern und Regionen. Das Öl aus Nahost macht hier den größten Brocken aus. Kernenergie – also die bei der Spaltung schwerer Atomkerne freigesetzten und friedlich nutzbaren Kräfte – hätte uns zumindest für einige Jahrzehnte aus der Abhängigkeitsfalle befreien können. Aus politisch-ideologischen Gründen aber gilt nach wie vor das Ausstiegsszenario – wahrhaft düstere Aussichten.

Entscheidend dabei war die weitverbreitete Angst, Kernkraftwerke seien extrem unsicher und gefährlich – obwohl es bislang weltweit nur einen einzigen wirklich schweren Störfall mit Toten, Verletzten und großen materiellen Schäden gegeben hat, nämlich Tschernobyl vor 20 Jahren.

Angebliche Sicherheitsdefizite werden in vorauseilender Panikmache auch geltend gemacht, wenn es um die mögliche Energiequelle der Zukunft geht, die Kernfusion. Dies ist ein völlig natürlicher Vorgang, wie er in Sonne und Sternen seit Jahrmilliarden abläuft: Die Energie, der auch alles Leben auf Erden zu verdanken ist, wird aus der Verschmelzung leichter Atomkerne gewonnen.

Deutsche Fusionsforscher sind weltweit führend. Neben dem Max-Planck-Institut für Plasmaphysik in Garching / München und Greifswald sind hier die Großforschungsanlagen Jülich und Karlsruhe zu nennen.

Eine vor wenigen Tagen veröffentlichte europäische Kraftwerkstudie, an der 100 Wissenschaftler mitwirkten, bestätigt, daß Fusionskraftwerke ein bislang kaum vorstellbares Maß an Sicherheit erwarten lassen. Beim GAU (Größter Anzunehmender Unfall), also dem Totalausfall der Kühlung, kommt der Brennvorgang sofort zum Erlöschen; die Restwärme reicht nicht, um die Reaktorhülle zu beschädigen. Strahlung kann nur in geringfügigem Maße freigesetzt werden. Eine Endlagerung ist nicht nötig, da nur geringe Mengen an radioaktivem Tritium und anderem, von Fusionsneutronen aktiviertem Material anfallen, alles mit sehr kurzen Halbwertzeiten.

So können die Forscher sich nun voll darauf konzentrieren, die derzeit noch erheblichen technologischen Probleme zu lösen, so daß der geplante Demonstrationsreaktor in Südfrankreich in vielleicht 20 Jahren Strom erzeugen kann. Die prinzipielle Machbarkeit der Energiegewinnung durch Fusion ist ja längst erwiesen – durch die Wasserstoffbombe. *EB*

(S. auch Seite 7: „Das Sonnenfeuer ...“ von Klaus Rainer Röhl.)

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Unmenschliche Politik

Das Schicksal der beiden im Irak entführten deutschen Geiseln war bei Redaktionsschluß dieser Ausgabe noch völlig ungewiß. Die Entführer haben Forderungen genannt, ein Ultimatum gestellt und dieses verstreichen lassen. Seither tagt der Berliner Krisenstab hinter dicht verschlossenen Türen. Zur Zeit gibt es keinen auch noch so vagen Hinweis, in welche Richtung die Dinge sich entwickeln könnten: Befreiung, Ermordung, weiter anhaltende Ungewißheit oder konkrete Kontakte mit den Geiselnehmern – für die beiden Opfer und ihre Angehörigen jedenfalls ein schier unerträglicher Zustand.

Sollte es zu Kontakten zwischen Bundesregierung und Entführern kommen (oder unbemerkt von Medien und Öffentlichkeit bereits gekommen sein), stellt sich allerdings die Frage: Worüber will man eigentlich verhandeln? Seit der Entführung und Ermordung Hannns Martin Schleyers 1977 durch die RAF gilt in Deutschland das eiserne Prinzip: Forderungen von Geiselnehmern stehen nicht zur Disposition, mit Verbrechern verhandelt man weder über Lösegelder noch über Freilassung von Gesinnungsgenossen oder sonstige pseudopolitische Ansinnen. Kontakte können nur dem Zweck dienen, die Entführer zur Aufgabe zu bewegen oder eine Befreiungsaktion vorzubereiten.

Die Argumentation war stets klar und logisch: Ein Staat darf sich nicht erpressen lassen. Gibt er einmal nach, muß er immer nachgeben. Auf Nachahmer wird man dann nicht lange warten müssen; in gewissen Kreisen spricht es sich sehr schnell herum, wo etwas zu holen ist. Auch sind dem Rechtsstaat die Hände gebunden, wenn zum Beispiel von ihm verlangt wird, rechtskräftig verurteilte Straftäter vorzeitig aus der Haft zu entlassen.

Und schließlich ist der Staat ja in besonderer Weise dem Gemeinwohl verpflichtet, wobei es freilich etwas merkwürdig anmutet, daß vielen Politikern ausgerechnet bei solchen Gelegenheiten das Gemeinwohl einfällt, das ihnen ansonsten aber ziemlich egal zu sein scheint.

Die harte Linie wurde jahrzehntelang konsequent eingehalten. Der Preis war unerträglich hoch: Schleyer zahlte ihn damals – mit seinem Leben. Keine Staatsräson kann und darf etwas daran ändern: Für die Opfer hat das eigene Schicksal einen ganz anderen, alles überragenden Stellenwert. Das ist menschlich, und wer Geiseln oder ihren nächsten Angehörigen dieses gute Recht auf persönliche Unversehrtheit zugunsten des Gemeinwohls absprechen will, sollte sich sehr genau überlegen, ob er in vergleichbarer Lage auch selbst so heldenhaft wäre. Die Erfahrung lehrt jedenfalls, daß diejenigen, die aus sicherer Entfernung sich zu tapferen und moralisch unanfechtbaren Helden erklären, im Ernstfalle oft die größten Feiglinge und Lumpen sind. Dies gilt übrigens auch umgekehrt: Die wahren Helden sind im grauen Alltag oft völlig unscheinbar und unauffällig.

Politiker allerdings dürfen in solchen Kategorien nicht denken. Sie müssen, so schwer ihnen das persönlich auch fallen mag, in der Lage sein, eine aus den oben zitierten Gründen notwendige Entscheidung kalt, rücksichtslos, ja geradezu unmenschlich zu treffen. Dies ist die im klassisch-griechischen Sinne tragische Situation: zu wissen, daß man, wie immer man sich entscheidet, schuldig wird – entweder gegenüber dem Opfer, dessen Leben zu schützen ist, oder gegenüber der Gemeinschaft, deren Wohl man zu wahren, die man folglich vor künftigen Verbrechen zu schützen hat. Daß dies zum schwersten Moment im Leben eines Politikers werden kann, wird niemand bestreiten; abnehmen kann man diese Last den Politikern aber auch nicht, die müssen sie schon selber tragen.

Seit Jahrzehnten haben deutsche Politiker sich, unabhängig von der jeweiligen Parteizugehörigkeit, in solchen Krisensituation richtig und würdevoll verhalten. Leider aber ist es den heute Verantwortlichen schwerer gemacht worden, dieser Linie treu zu bleiben – vor allem durch den wundersamen Entführungs- und Befreiungsfall Osthoff mit all seinen Ungereimtheiten, Tölpelhaftigkeiten und Prinzipienlosigkeiten (wer zahlte Lösegeld?). Hoffen und beten wir, daß die beiden jungen Männer aus Leipzig dafür nicht mit ihrem Leben zahlen müssen.

»Da läuft Falsches in die falsche Richtung«

NRW-Minister Laschet übt behutsame Kritik am Familienkompromiß der großen Koalition

Kindererziehung gilt nicht als ökonomische Arbeit. Der deutsche Nationalökonom Friedrich List hat darauf schon vor 150 Jahren aufmerksam machen wollen: „Wer Schweine erzieht, ist ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft“. Weder wird diese Arbeit entlohnt, noch taucht sie in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auf. Das gilt auch für den Kompromiß der großen Koalition bei der steuerlichen Absetzbarkeit von Betreuungskosten. Bei Kindern von drei bis sechs Jahren dürfen alle Eltern zwei Drittel der Kosten absetzen. Bei Doppelverdienerpaaren und Alleinerziehenden aber gibt es keine Altersbeschränkung. Das sieht nach Ungleichbehandlung aus.

Für den Generationen- und Familienminister in NRW, Armin Laschet, ist es allerdings noch zu früh, den Kompromiß als nicht verfassungskonform zu bezeichnen. Da müsse man erst mal den Gesetzestext sehen, meint er im Gespräch mit dieser Zeitung. Wichtig sei gewesen, daß man „nicht nur auf Familien, die doppelte Einkommen beziehen, die Regelung ausgerichtet hat, sondern daß auch Alleinverdienerfamilien jetzt in den Genuß dieser steuerlichen Regelungen kommen“. Zweifel habe er dennoch.

Bundesfamilienministerin von der Leyen hatte als Kommentar zu dem Kompromiß gesagt, es lohne sich jetzt, die Tagesmütter aus der Schwarzarbeit zu holen. Auf die Frage, wann denn nun auch die Mutter, die sich entscheide, ein paar Jahre zu Hause zu arbeiten und zu erziehen, aus der Schwarzarbeit, genauer der Schattenarbeit geholt werde, meint CDU-Politiker Laschet, dies sei schon ein wenig geschehen, „indem wir 1986 Kindererziehungszeiten in der Rentenversicherung erstmals anerkannt haben. Dadurch wurde nicht nur die Erwerbsarbeit, also die Berufstätigkeit außerhalb des Hauses, anerkannt in den Rentenversicherungssystemen, sondern auch die Familienarbeit.“ Aber das sei auch wegen der geringen Anwartschaften „noch nicht genug“, zumal die Familienarbeit „in der gesellschaftlichen Anerkennung im Moment auch eher zurückgeht“. Hier müsse man „die Stimme erheben“ und „aufpassen, daß nicht alles, was jetzt im Moment an neuen familienpolitischen Beschlüssen kommt, ein Rückschritt ist“. Als Rückschritt in diesem Sinne sieht Laschet, „wenn man prinzipiell von doppelter Berufstätigkeit ausgeht – das Elterngeld geht ebenfalls in diese Richtung – und Familientätigkeit nur an der Berufstätigkeit mißt. Ich finde, man sollte als Staat nicht vorschreiben, wie Paare zu leben haben, und wenn Paare sich dafür entscheiden, daß ein Partner Familienarbeit leistet, Kinder erzieht, auch Kinder betreut im weitesten Sinne, dann sollte er mindestens vom Staat die gleiche Unterstützung erhalten wie der Berufstätige. Da gerät im Moment Falsches in die falsche Richtung.“ *F. Salzmacher*

Heimatzauberin

Ruth Geede wird 90 Jahre alt

Der 13. Februar ist für diese Zeitung ein besonderer Tag, denn das „ostpreußische Urgestein“ unter ihren Autoren, Ruth Geede, feiert seinen 90. Geburtstag. Die 1916 in Königsberg zur Welt Gekommene veröffentlichte schon als 17jährige Beiträge und lernte beim Reichssender Königsberg.

Eine Begegnung mit Agnes Miegel ermutigte die Ostpreußin, ihr erstes Buch zu veröffentlichen. Was sie mit 19 begann, setzt sie bis heute fort, so daß inzwischen gut 50 Bände mit Erzählungen, Gedichten und Hörbücher entstanden sind, die sich fast immer mit ihrer ostpreußischen Heimat befassen. Nach der Flucht faßte Ruth Geede als Journalistin in Norddeutschland Fuß, wo sie und ihr Mann sich beruflich einen Namen machten.

Seit 1979 schreibt die Trägerin des Bundesverdienstkreuzes in dieser Zeitung die Kolumne „Ostpreußische Familie“, die sich größter Beliebtheit erfreut und noch heute, 61 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, kleine Wunder bewirkt. Ruth Geede ist für die Leser dieser Zeitung eine Institution. Niemand kann so gut wie sie die Seele Ostpreußens in Worte fassen und dabei die damit verbundenen Gefühle vermitteln.

Die von dem Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm von Gottberg, gehaltene Laudatio auf die Jubilarin, die wie er Träger des Preußenschildes ist, lesen Sie in der nächsten Ausgabe.

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0
Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Rückkehr ins Mittelalter

Polnische Regierung verabschiedet sich von der säkularen Welt – »Radio Marya« hat Sonderstatus

Von Bernhard Knapstein

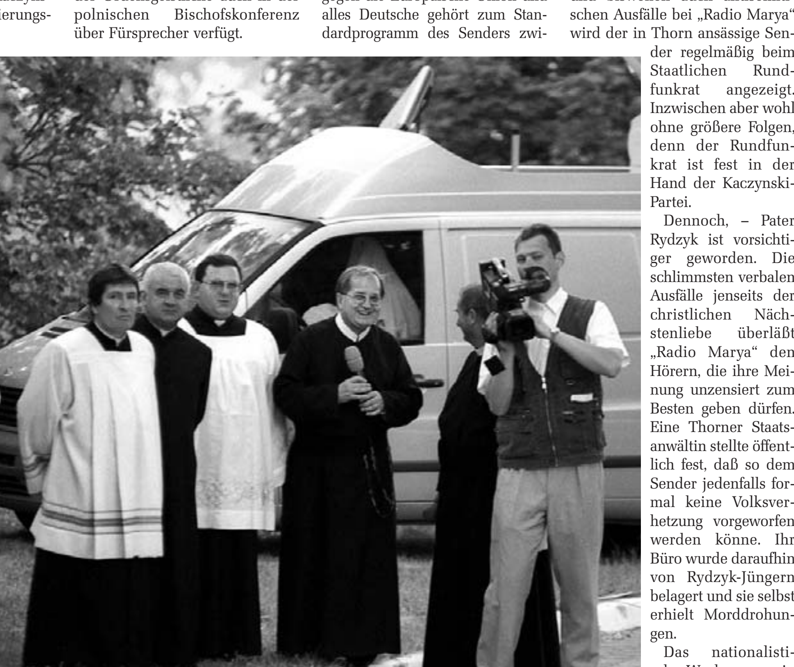
Es gibt Staaten, die mit Stolz die Säkularisierung als Errungenschaft der Aufklärung pflegen. Eigentlich sind dies fast alle nichtislamischen Staaten dieser Welt – sieht man einmal vom Vatikan ab. Die ganze europäische Staatenwelt hat sich von der Kirche emanzipiert. Ganz Europa? – Nein! Ein gar nicht mal so kleiner Staat jenseits von Oder und Neiße hat sich soeben von der Errungenschaft der Säkularisierung verabschiedet.

Was ist geschehen? – In Polen hat der Chef der Regierungspartei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), Jaroslaw Kaczynski, den Beginn der Vierten Republik verkündet. Dies, unmittelbar nachdem zwischen der alleinregierenden Minderheitspartei PiS sowie der rechts-populistischen Partei Selbstverteidigung und der nationalistischen Liga der polnischen Familien (LPR) ein Tolerierungsbündnis auf ein Jahr zustande gekommen ist. Die PiS selbst verfügt im Sejm gerade einmal über 155 von 460 Sitzen. Dennoch beherrscht sie alle wesentlichen Schlüsselpositionen der Politik, vom nationalen Sicherheitsrat über den nationalen Rundfunkrat bis hin zur Opposition.

Die Grundlage hierfür schuf das de facto Oberhaupt der Katholischen Kirche in der Republik Polen, der Redemptoristenpater Tadeusz Rydzyk. De iure ist zwar noch immer der Primas, Kardinal Jozef Glemp, als Vorsitzender der polnischen Bischofskonferenz das Kirchenoberhaupt, doch weder er noch Papst Johannes Paul II. oder Papst Benedikt XVI. konnten und können dem einfachen Ordensgeistlichen – ohne ein gewaltiges Kirchenschisma zu erzeugen – zur Räson bringen. Jedenfalls sei dies schwer vorstellbar, so der polnische Philosophieprofessor Wladyslaw Strozewicz.

Pater Rydzyk beherrscht ein kleines, aber mächtiges Medienimperium. Der Radiosender „Radio Marya“, der Fernsehsender „Trwam“ und die Zeitung „Nasz Dziennik“ sind seine Medien. Besonders „Radio Marya“ gilt inzwischen nicht mehr nur als Stimme des Volkes, sondern seit der Machtergreifung der Kaczynski-Zwillinge auch als Regierungsorgan.

Dies ist mehr als nur eine Floskel. Rydzyk gilt als der wahre Königsmacher. Nach dem Wahlsieg der von Jaroslaw Kaczynski geführten PiS bei den Sejmwahlen und dem Wahlsieg des von „Radio Marya“ massiv unterstützen Lech Kaczynski bei den Präsidentschaftswahlen sprachen die nun wohl mächtigsten Zwillinge der Welt dem Sender offenen Dank aus. Wenigstens einmal in der Woche steht ein Minister der PiS den drei bis vier Millionen Hörern des Senders für mehrere Stunden zur Verfügung. Mehr noch – der polnische PiS-Regierungschef, Premierminister Kazimierz Marcinkiewicz, gab nach seinem Amtsantritt seine Regierungserklärung zuerst in „Radio Marya“ über den Äther der Gläubigen bekannt, bevor er sie dem Parlament verlas. Ein offener Bruch mit den demokratischen Gepflogenheiten der säkularen Welt.



Priester mit eigenem Medienimperium: Pater Rydzyk (mit Mikro) beherrscht neben einem eigenen Radiosender auch eine Zeitung und einen Fernsehsender. Foto: Eastway

Nun darf man nicht annehmen, daß die katholische Kirche offen oder im geheimen hinter der Allmacht des volksnahen Paters Rydzyk stünde. Primas Glemp wetterte öffentlich, die „Tätigkeit dieses Senders führt zur Spaltung der Kirche!“ Und der Apostolische Nuntius in Warschau, Jozef Kowalczyk, erklärte in einem Schreiben scharf, daß außerkirchliche Aktivitäten von Geistlichen, welche dabei die Autorität der Kirche in Anspruch nehmen, von einer schriftlichen Zustimmung des Ortsbischofs abhängig gemacht würden. Die Mahnung des Vatikans in Richtung Rydzyks könnte nach hinten losgehen, da der Ordensgeistliche auch in der polnischen Bischofskonferenz über Fürsprecher verfügt.

Der Versuch Glemps, Rydzyk mit der eigenen Waffe zu schlagen, ging schief. Der von ihm begründete Sender „Radio Jozef“ gilt den polnischen Katholiken als zu zahm und findet kaum Hörer.

Umstritten sind insbesondere Äußerungen Rydzyks, die hierzulande als strafrechtlich relevant beurteilt würden. So heizt Rydzyk etwa die Stimmung gegen Befürworter einer Lockerung des Abtreibungsverbotes an: „Man sollte sie kahl scheren wie die Frauen, die sich mit Nazi-Besatzern im Krieg eingelassen haben.“ Ein klarer Aufruf zur Körperverletzung, – jedenfalls nach deutschem Recht. Die kontinuierliche Stimmungsmache gegen die Europäische Union und alles Deutsche gehört zum Standardprogramm des Senders zwischen Kirchenmusik und der Übertragung von Messen. Nach Angaben der „Süddeutschen Zeitung“ wurde etwa die Wahl eines Deutschen zum Nachfolger des polnischen Papstes in „Radio Marya“ damit erklärt, daß Joseph Ratzinger eigentlich kein richtiger Deutscher sei. Er sei Bayer und im übrigen habe er mehr als 20 Jahre im Vatikan gelebt.

Rydzyks Abneigung gegen die Deutschen mag aus seiner fünfjährigen Zeit als Pfarrer einer schwäbischen Gemeinde herrühren. Rydzyk wurde aus unbekannten Gründen aus der Pfarrei entlassen.

Wegen der fremdenfeindlichen und bisweilen auch antisemitischen Ausfälle bei „Radio Marya“ wird der in Thorn ansässige Sender regelmäßig beim Staatlichen Rundfunkrat angezeigt. Inzwischen aber wohl ohne größere Folgen, denn der Rundfunkrat ist fest in der Hand der Kaczynski-Partei.

Dennoch, – Pater Rydzyk ist vorsichtiger geworden. Die schlimmsten verbalen Ausfälle jenseits der christlichen Nächstenliebe überläßt „Radio Marya“ den Hörern, die ihre Meinung unzensiert zum Besten geben dürfen. Eine Thorner Staatsanwältin stellte öffentlich fest, daß so dem Sender jedenfalls formal keine Volksverhetzung vorgeworfen werden könne. Ihr Büro wurde daraufhin von Rydzyk-Jüngern belagert und sie selbst erhielt Morddrohungen.

Das nationalistische Wochenmagazin „Wrpost“, das auch schon Vertriebenenchefin Erika Steinbach in SS-Uniform zeigte, brachte jüngst Pater Rydzyk im roten Kardinalsornat auf der Titelseite und kürte ihn zum „Primas Rydzyk“. Papst Benedikt XVI. mahnte die polnischen Bischöfe zur Wahrung der Autonomie der Politik und sprach auch im Rahmen einer Audienz mit Lech Kaczynski über die Probleme in Polen. Letztendlich können sich weder die Kaczynskis noch die katholische Christenheit einen Märtyrer Rydzyk leisten, doch ein Ende des Kreuzzuges von „Radio Marya“ ist vorerst nicht in Sicht. Polen und seine Politiker wollen katholischer sein als der Papst.

Die Schulden-Uhr:

Im Sparfieber

Welch ein Erfolg! Finanzminister Peer Steinbrück verkündete stolz, daß man Geld gespart habe. Während sein Vorgänger Eichel fürchten mußte, die Nettokreditaufnahme für 2005 von geplanten 22 Milliarden Euro auf 34 Milliarden Euro erhöhen zu müssen, sind es jetzt nach ersten Berechnungen doch „nur“ 32 Milliarden Euro Neuverschuldung. Dieses gute Ergebnis scheint den amtierenden Finanzminister derart trunken gemacht zu haben, daß er vorschlägt, die geplante Neuverschuldung von von 41 Milliarden Euro auf 38 Milliarden Euro zu senken.

1.484.240.853.054 €

(eine Billion vierhundertvierundachtzig Milliarden zweihundertvierzig Millionen achthundertdreiundfünfzigtausend und vierundfünfzig)

Vorwoche: 1.482.959.483.368 €
Verschuldung pro Kopf: 17.991 €
Vorwoche: 17.975 €

(Stand: Dienstag, 7. Februar 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Renaissance der 40-Stundenwoche

Der öffentliche Dienst streikt, doch was er verweigert, ist in der freien Wirtschaft häufig schon Standard

Von Ansgar Lange

Das Modell der 35-Stunden-Woche ist nach Ansicht der meisten Wirtschaftsexperten gescheitert. Angestellte und Beamte im öffentlichen Dienst müssen wieder länger arbeiten; und auch aus Kreisen der freien Wirtschaft mehren sich die Signale, wieder zur bewährten 40-Stundenwoche zurückzukehren oder sogar noch länger zu arbeiten. In der Vergangenheit führte das stetige Wirtschaftswachstum dazu, daß die Menschen weniger arbeiten und mehr Freizeit haben wollten. Doch die Zeiten beständiger Wohlstandsmehrung sind längst vorbei.

Im internationalen Vergleich arbeiten die einst so fleißigen Deutschen immer noch recht wenig. 2004 hatte Westdeutschland mit einer durchschnittlichen Jahresarbeitszeit von 1601 Stunden in der Industrie weltweit die kürzeste Arbeitszeit überhaupt. Japan mit 2013, die Vereinigten Staaten mit 1920, Griechenland mit 1848, Spanien mit 1754 und Italien mit 1728 lagen deutlich darüber.

Kollektive Arbeitszeitverkürzung verteuere die Arbeit, sagt die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA): „So haben die Verkürzungen in den 80er und 90er Jahren dazu geführt, daß zwischen 1987 und 1997 bei der Gesamtheit der westdeutschen Unternehmen ein zusätzlicher Kostenschub von sieben Prozent und in der Industrie sogar von zwölf Prozent ausgelöst wurde.“ Doch immer mehr Beschäftigte wollten sich nicht mehr damit abfinden, daß ihnen durch Arbeitszeitverkürzungen die Chance auf Entfaltung und zusätzliches Einkommen genommen werde, so die BDA.

> Arbeitszeitverkürzung machte den Standort Deutschland zu teuer

Untersuchungen belegten, daß eine wachsende Anzahl der Arbeitnehmer eine Ausweitung ihrer Erwerbsarbeit anstrebt.

Bereits Ende vergangenen Jahres hatte das Textilunternehmen C & A die Rückkehr zur 40-Stundenwoche ohne Lohnausgleich bekanntgegeben. Damit wollte der Konzern auf die schwierige Lage im deutschen Einzelhandel reagieren. Nach einem Bericht der „Financial Times Deutschland“ (FTD) gilt die Regelung allerdings nur für Neueinstellungen sowie für Auszubildende und Aushilfen, die nach dem 31. Oktober 2005 übernommen wurden. Für die anderen Beschäftigten sei die 40-Stundenwoche eine „freiwillige Option“. Vor kurzem sprach sich auch Manfred Wennemer, Vorstandsvorsitzender des Autozulieferers „Continental“, für die Rückkehr zur 42,5-Stundenwoche und weniger Urlaub aus. Gegenüber der Tageszeitung „Die Welt“ sagte Wennemer: „Deutschland wäre sicherlich geholfen, wenn wir soviel arbeiten würden wie die Schweizer.“ Stefanie Wahl, Geschäftsführerin des Bonner „Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft“ (IWG), führt die Schweizer Erfolge am Arbeitsmarkt auch darauf zurück, daß die Eidgenossen mehr arbeiten als ihre deutschen Nachbarn. „Vollzeitarbeitskräfte haben in Deutschland nicht nur eine geringere tarifliche Wochenarbeitszeit als in der Schweiz – im verarbeitenden Gewerbe gilt in jedem fünften Betrieb die 35-Stundenwoche –, sondern auch mehr Urlaubs- und Feiertage“, so Wahl. In der Schweiz ist die Arbeitslosigkeit nur halb so hoch wie in Deutschland. Dies entkräftet den Vorwurf der Gewerkschaften und anderer Interessenvertreter, wonach weniger Arbeitsstunden zu mehr Neueinstellungen führen. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein.

> »Arbeitzeit muß sich nach dem Kunden richten«

Entscheidend sei die Flexibilität bei den Arbeitszeiten, betont Jürgen Riese, Geschäftsführer von „exemptec“ und Vertriebsleiter der a & o-Gruppe: "Die Bereitschaft, mehr zu arbeiten, wenn die Umstände es verlangen, ist eine Voraussetzung für Jobsicherung und Wachstum.“ Riese verweist auf eine Studie des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK).

Bereits zwei Drittel der deutschen Betriebe hätten ihre Arbeitszeiten flexibilisiert. Erforderlich sei ein Korridor, der phasenweise höhere Wochenstundenzahlen ermögliche.

Die „exemptec“-Leute arbeiten seit dem 1. Januar 2006 42 Stunden pro Woche und haben einen Urlaubsanspruch auf 25 Tage im Jahr. Die Belegschaft habe diesen Schritt positiv aufgenommen. „Nur der kann erfolgreich sein, der seine Arbeitszeit nach den Kunden richtet. Unser Unternehmen ist im Servicegeschäft tätig, und da werden flexible Arbeitszeiten erwartet.

Mit einem flexiblen Arbeitszeitsystem können saisonale Schwankungen ausgeglichen werden. Unser Geschäft läuft zur Zeit sehr gut, und somit war es ein logischer Schritt, jetzt ein wenig mehr zu arbeiten“, sagt Riese.

Das Beispiel könne auch bei anderen Serviceunternehmen Schule machen.

»Elternpartei« macht mobil

Väter und Mütter stellen in Berlin eigene Polit-Formation vor – Pflichtkurse in Deutsch gefordert



Statt Familien zu fördern, setzt die Politik auf immer mehr staatliche Betreuung: Speisesaal einer Berliner Ganztagsschule

Foto: N. Michalke

Den beiden Polizisten verschlug es vorvergangenen Donnerstag die Sprache, als sie die Spandauer Wohnung endlich betreten konnten: Alles war voll mit Müll. Unrat, Speisereste und Kleidungsstücke waren auf dem Boden verstreut, den sie nur entlang von „Trampelpfaden“ überqueren konnten. Unter anderem fanden sie Lebensmittel, deren Haltbarkeitsdatum längst abgelaufen war – seit 1996.

Das 13jährige Mädchen, das in diesem Wust mit seiner alleinerziehenden Mutter lebte, hatte sich zuvor bei einem Mitschüler beklagt: es dürfe nie aus der Wohnung, wenn die Mutter zur Arbeit sei.

Der Mitschüler hatte seine Eltern und die Eltern ihrerseits die Polizei informiert. Eine Streife traf das Kind in der verschlossenen Wohnung an. Über den Briefschlitz nahmen die Ordnungshüter Kontakt zu der Schülerin auf. Sie selbst besitzt keinen Schlüssel.

Erst die herbeizitierte Mutter konnte die Tür öffnen. Das Kind wurde dem Jugendamt übergeben. Es lebte zwischen Ungeziefer, Spinnen und Kakerlaken. Der beauftragte Kammerjäger wird wohl eine Woche benötigen, um das Chaos halbwegs zu beseitigen.

Es sind solche Geschichten, die mit Begeisterung von einer skandalsüchtigen Boulevardpresse immer wieder begierig aufgegriffen werden. Wer denkt nicht an das traurige Schicksal der kleinen Jessica aus Hamburg? Oder zuletzt an das Thüringer Pärchen, das zwei Kinder im Kellerboden einbetonierte und Silvester dafür ins Gefängnis wanderte?

Der Wowereit-Senat müsse endlich handeln, fordert deswegen Friedbert Pflüger, Berlins neuer CDU-Spitzenkandidat. „Das Problem läßt sich mit freundlichen Appellen nicht ändern“, sagte er gegenüber der „Berliner Morgenpost“. Kindeswohl gehe vor Elternrecht, schob er nach.

Konkret geht es um eine Bundesratsinitiative des Saarlands. Die dortige, CDU-geführte Landesregierung möchte Eltern das Kindergeld streichen, wenn sie die Pflicht-Untersuchungen ihrer Kinder verstreichen lassen.

Doch dieser staatliche Aktionismus trifft nicht überall nur auf Zustimmung. Den Ruf nach noch mehr staatlichen Kontrollen teilen längst nicht alle entsetzten Bürger. Manche wollen sich nicht in Haftung für das Versagen Einzelner nehmen lassen, die mit ihrem Leben und ihrem Nachwuchs nicht zurechtkommen.

Andere fühlen sich grundsätzlich als Eltern vom Staat gegängelt. Sie haben jetzt eine „Elternpartei“ gegründet – und das unter einer erstaunlichen Anteilnahme der Medien. Im „RBB“ (Rundfunk Berlin-Brandenburg) wurde von der Pressekonferenz der neuen Formation berichtet. Am vergangenen Wochenende widmete die „taz“ dem Ereignis ihren Lokalteil inklusive Bericht und Kommentar. Und die FDP lud diese Woche sogar zu einer Gesprächsrunde mit dem Parteigründer André Schindler über die Ziele seiner Gruppierung ein. Wo hat es das schon gegeben, daß sich eine Partei mit Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus für die Inhalte einer neugegründeten Splitterpartei interessiert und mit ihr offen diskutiert?

Der Forderungskatalog der Elternpartei (www.berliner-eltern.de) liest sich indes wie der Wunschzettel der Kleinen in der Weihnachtszeit: Lehrer sollen besser bezahlt werden, die Eltern das Recht auf freie Schulwahl haben, Hochschulen sollen mehr Geld bekommen und so weiter. Eine der Maximalforderungen lautet „Rechtsanspruch auf Unterricht“.

Nur an einer Stelle ist die neue Elternpartei ziemlich knauserig: Sind im Alter von vier Jahren keine ausreichenden Deutsch-Kenntnisse vorhanden, sollen Deutsch-Kurse (zur Hälfte) von den Eltern bezahlt werden. Es ist offensichtlich, daß sich diese Forderung vor allem auf Einwanderer-Familien auswirken würde.

Bestehen bei Schuleintritt noch immer keine Deutsch-Kenntnisse, dann sollen diese Kinder in sogenannte „Sprachklassen“ kommen und erst dann mit den anderen Abc-Schützen am Unterricht teilnehmen, wenn sie die Sprachschwierigkeiten überwunden haben.

Die Furcht der neuen Kleinpartei besitzt einen ernsten Hintergrund, der bereits eine Art Völkerwanderung innerhalb der Region Berlin ausgelöst hat: Seit Jahren registriert Berlin eine Flucht des deutschen Mittelstands in die Außen- und Ostbezirke. Dort ist der Anteil der Schüler aus dem Ausland noch relativ gering. Und die Eltern wollen, daß ihre Kinder in Schulen untergebracht werden, in denen sie als Deutsche noch zur Mehrheitsfraktion gehören.

Der Ruf einer „Elternpartei“, der dadurch forcierten Gettoisierung in den von deutschen verlassenen oder gemiedenen Stadtteilen des inneren West-Berlin endlich mittels drastischerer Maßnahmen entgegenzutreten, kommt einem Hilferuf gleich. Es war eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis solche politischen Forderungen erhoben werden.

Statt wegen vereinzelter Skandale von grober Vernachlässigung von Kindern immer neue Kontrollen für völlig „normale“ Elternhäuser zu ersinnen, sollte sich die Politik auf die Probleme konzentrieren, welche wirklich breite Massen betreffen – so die Botschaft der neuen Formation in Berlins Parteienspektrum. *H. F.*

»Christ« als Schimpfwort

Von Harald Fourier

Die Frage der Eingliederung von Kindern nichtdeutscher Herkunft in den deutschen Bildungsbetrieb beschäftigt weiter die gesamte deutsche Hauptstadt. Das fängt schon bei den Kleinsten an: Vergangene Woche stellte Bildungssenator Klaus Böger (SPD) eine Studie vor, nach der jedes vierte fünfjährige Kind über keine ausreichenden Deutschkenntnisse verfügt.

Anders ist der beinahe hilflose Versuch der Herbert-Hoover-Realschule (die *PAZ* berichtete) nicht zu verstehen, die auf ihrem Schulhof Deutschsprechen zur Pflicht erhoben hat. In dieser Weddinger „Penne“ mit einem Schüler-Mix aus Dutzenden von Nationen herrschte andernfalls ein babylonisches Sprachgewirr.

Inzwischen kennt ganz Deutschland diese Schule, weil auch dieser neuerliche Versuch der Integration mit Pauken und Trompeten gescheitert ist. Zunächst ging alles gut, weil sich alle stillschweigend an die freiwillige Selbstverpflichtung (mehr war es nicht) hielten. Bis eine türkische Zeitung darüber zu berichten begann. Tenor: Hier werden Türken in Deutschland schon von Kindesbeinen an diskriminiert, sie dürfen nicht mal mehr ihre Muttersprache sprechen. Das kommt gut an bei den Lesern – vor allem in der Heimat – und wird türkische Medien wohl noch länger als deutsche beschäftigen.

Und das obwohl vergangene Woche abermals bewiesen wurde, wie realitätsfern diese Darstellung durch die Türken ist. In Neukölln, Berlins Problemstadtteil Nummer Eins, kam etwas ganz anderes ans Tageslicht. Schon in den Kindergärten des Bezirks tobt der Kulturkampf – und die Deutschen haben längst kapituliert.

„Christ“ ist dort längst ein Schimpfwort geworden. „Wer Schweinefleisch ist, ist ein Schwein“, lautet die Schimpfparole von Moslem-Kindern, mit der sie deutsche Gleichaltrige aufziehen.

Der Neuköllner FDP-Bezirksverordnete Sebastian Kluckert wollte wissen, was der Bezirk gegen solche Pöbeleien tut. Jugendstadtrat Thomas Blesing (SPD) antwortete daraufhin, daß es ja 1.) sowieso kaum noch deutsche Kinder in Nordneukölln und 2.) auch kein Schweinefleisch mehr zu essen gebe bei der Schulspeisung. Blesing wörtlich: „Da den muslimischen Speisevorschriften Rechnung getragen wird, gibt es in der Regel keinen Anlaß zu gegenseitigen Beschimpfungen.“

Kluckert hat diese Antwort überrascht. Er macht sich jetzt Gedanken darüber, was wohl passieren würde, wenn er demnächst nachfragen müßte, was das Bezirksamt dagegen unternehme, daß Mädchen ohne Kopftuch angepöbelt werden ...?

Kluckert bissig: „Vielleicht bekomme ich dann irgendwann mal die Antwort: ‚Wir schulen keine Mädchen mehr ein.‘“

KPM knapp an Pleite vorbei

Berlin – Die Königliche Porzellan-Manufaktur (KPM) in Berlin ist Ende Januar nur um Haaresbreite dem Konkurs entronnen. Das einst von Friedrich dem Großen gegründete Traditionsunternehmen ist seit Jahren in wirtschaftlichen Schwierigkeiten, hat bislang jedoch noch alle Klippen gemeistert (die *PAZ* berichtete mehrfach).

Zuletzt wäre das Unternehmen, das 2006 sein 243jähriges Bestehen feiert, beinahe an Unstimmigkeiten zwischen dem Senat und der landeseigenen Inversitionsbank Berlin (IBB) gescheitert. Der Unternehmer Jörg Woltmann, der bereits fünf Millionen Euro an Krediten in das Unternehmen gesteckt hat und die erste Privatisierung unter dem Kaiser-Urenkel Franz Wilhelm Prinz von Preußen finanziert hatte, will weitere insgesamt 17 Millionen nur investieren, wenn Land und IBB 1,5 Millionen zuschießen. Senat und IBB streiten derzeit noch über die Modalitäten.

Eigentlich 4,48 Billionen Euro Schulden

Steuerzahler tagen in der Hauptstadt – Grünenpolitiker Metzger führt Rundumschlag gegen Schwarz-Rot

Von Patrick O'Brian

Im Vergleich zu Berlin ist der Staatshaushalt von Argentinien solide finanziert“, ist der zentrale Satz, mit dem Finanzsenator Thilo Sarrazin (SPD) die Lage der Stadt beschrieben hat. Nirgendwo tickt die Schuldenuhr so schnell wie in der Bundeshauptstadt, die bereits zwölf Prozent ihres Haushalts ausschließlich für Zinsen aufwenden muß, Tendenz: rapide steigend. Deswegen ist es konsequent, daß der Bund der Steuerzahler seinen (BdSt) „Steuerzahler-Kongreß“ hier durchführt.

BdSt-Präsident Karl Heinz Däke erinnert im Berliner Hotel „Steigenberger“ an Hans Eichels anfängliche Sparbemühungen. „Kurz nach seinem Amtsantritt war es erklärtes Ziel von Bundesfinanzminister Hans Eichel, für den Bundeshaushalt 2006 keine neuen Schulden aufzunehmen. Doch wie wir heute wissen, ist daraus nichts geworden.“

Ganz im Gegenteil: Gleich nach der Regierungsbildung hatte Nachfolger Peer Steinbrück erklärt, weitere 41 Milliarden Euro Schulden machen zu wollen. Däke: „Ohne rot zu werden, kündigt er an, daß er einen verfassungswidrigen Haushaltsplan 2006 einbringen werde.“ Während Eichels Amtszeit (1999–2005) war der Schuldenberg bereits um 210 Milliarden angewachsen.

„Eine Bundesregierung, die die Probleme nur vor sich herschiebt, wird über kurz oder lang an sich selbst scheitern“, warnt Däke. Er rechnet vor, daß zu den offen ausgewiesenen Schulden noch die verdeckte Schuld dazukommt (z. B. Pensions- und Rentenansprüche). Eigentlich, so Däke, müßten noch drei Billionen Euro zur offiziellen Gesamtsumme addiert werden. Er stellt deswegen die „Schuldenuhr“ auf der Bühne auf 4,48 Billionen Euro um.

Als Gastredner spricht Oswald Metzger. Der frühere Bundestagsabgeordnete der Grünen ist heute ein scharfzüngiger Propagandist in Sachen Marktwirtschaft und Schuldenabbau. Seit er aus dem Bundestag geflogen ist, leitet er den Verein „Neue Soziale Marktwirtschaft“.

Da paßt auch ins Bild, daß er sich als „Fan von Paul Kirchhof“ bezeichnet. „Der Mann wurde öffentlich hingerichtet. Das war eine Schande für unser Land“, sagt er und erinnert daran, daß es Volker Kauder und Christian Wulff waren, die vor Schröder und der SPD Kirchhoffs Pläne als „ungerecht“ angeprangert hätten.

Metzgers Vortrag steht unter der Überschrift „Einspruch wider den organisierten Staatsbankrott“. Der Baden-Württemberger arbeitet verschiedene Politikfelder ab: Arbeitsmarkt („Für Verdi in meinem Heimatland habe ich kein Verständnis“), Steuern („Ich bin für die flat tax“), Pflege („Früher gab es hier noch die Eigenverantwortung, von der heute die Rede ist“).

Besonders lang hält er sich mit der Gesundheitspolitik auf, bei der er „markwirtschaftliche Anreize“ vermißt. Er fordert mehr Durchschaubarkeit und Eigenverantwortung. So, wie es jetzt ist, sei das Gesundheitswesen ein „mafiöses System“, in dem weder Arzt noch Patient wüßten, was eine Leistung wirklich kostet. Metzger warnt davor, daß in Zeiten der großen Koalition die „Besitzstandswahrer wieder freie Bahn“ hätten. Er fordert Reformen, um den Haushalt in den Griff zu bekommen und Deutschland wieder wettbewerbsfähig zu machen. Er selbst sei ja als „Neoliberaler“ charakterisiert worden, sagt er sichtlich stolz. Metzger wirkt auf seine Zuhörer kaum so, wie die sich einen Grünen vorgestellt hatten. Mit etwas Glück wird er im März in den Stuttgarter Landtag gewählt. Die Chancen stehen jedenfalls höher, als die, daß die deutschen Schulden in absehbarer Zeit getilgt werden.

Am gleichen Abend bahnt sich ein Reporter-Team im Reichstag den Weg zu Hans Eichel. Der Ex-Finanzminister ist zum Neujahrsempfang der SPD-Bundestagsfraktion gekommen.

Im zivilen Pulli nimmt der Politpensionär Stellung zur Finanzpolitik der großen Koalition: „Das, was man sich bislang vorgenommen hat, wird nicht reichen, um die Finanzen in dieser Legislaturperiode in Ordnung zu bringen. Ich denke aber, das wissen auch alle Beteiligten“, sagt er. Ein recht stolzes Wort für jemanden, der den Schatten von 210 Milliarden Euro Schulden hinter sich herzieht.

Islamische Antwort

Moslems schaffen Gegenbewegung zur Verwestlichung

Von DIETRICH ZEITEL

Am vergangenen Wochenende haben die Proteste in der islamischen Welt gegen zunächst in der dänischen Tageszeitung „Jyllands-Posten“ erschienene Karikaturen, die dann in der Folge in verschiedenen europäischen Zeitungen nachgedruckt worden sind, einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Unter anderem griffen in Syrien aufgebrachte Demonstranten die dänische und die norwegische Botschaft an und steckten sie in Brand. In der Stadt Gaza wurde die deutsche Vertretung durch wütende Palästinenser attackiert, weil die Karikaturen auch in deutschen Zeitungen veröffentlicht worden sind. Bereits Mitte letzter Woche drohten radikale Muslims mit Gewalt gegen Bürger jener Staaten, in denen die Karikaturen abgedruckt worden sind. Die 500 im Irak stationierten dänischen Soldaten wurden von Islamisten bereits für „vogelfrei“ erklärt.

Irans Präsident Ahmadinedschad versucht derzeit, die „Gunst der Stunde“ zu nutzen, um sich an die Spitze des Protestes zu stellen. Einmal mehr brachte er die Waffe der Wirtschaftssanktionen gegen den Westen ins Gespräch, von der sein Land selbst bedroht ist. So meldete die staatliche iranische Nachrichtenagentur „IRNA“, der Präsident habe erklärt, daß man „die Wirtschaftsverträge mit dem Land überprüfen und annullieren“ müsse, „das mit diesem abscheulichen Akt begonnen hat, und mit den Ländern, die ihm gefolgt sind“. Auch die saudiarabische Regierung brachte dieses Instrument unterdessen ins Spiel. In Ägypten hat das dortige Parlament mit den Stimmen der Regierungspartei eine Entschließung verabschiedet, die zum Boykott gegen dänische Waren aufruft. EU-Handelskommissar Mandelson nahm dies zum Anlaß, darauf hinzuweisen, daß er den Fall vor die Welthandelsorganisation WTO bringen werde, falls auch die ägyptische Regierung den Boykottmaßnahmen folgen sollte.

Diese Vorgänge zeigen, daß sich die Auseinandersetzungen um die zwölf Karikaturen um den Propheten Mohammed zu einem Grundsatzkonflikt zwischen dem Westen und der islamischen Welt auswachsen. Sie werden von Muslimen als beleidigend empfunden, weil sie Mohammed zum Beispiel als Terroristen mit einer Bombe im Turban zeigen. Hier spielt wohl auch eine Rolle, daß sich viele Muslime des pauschalen Verdachts, „Terror-Sympathisanten“ zu sein, ausgesetzt fühlen. Die Karikaturen verstoßen überdies gegen das Verbot, den Propheten Mohammed abzubilden. Dieser Auffassung sind selbst „moderate“ islamische Politiker wie zum Beispiel der türkische Ministerpräsident Erdogan, der die Karikaturen als „Angriff auf unsere geistig-moralischen Werte“ bezeichnete. Und auch der ägyptische Präsident Mubarak unterstrich, daß Pressefreiheit nicht als Entschuldigung für die Beleidigung der Religion dienen dürfe.

Auf der europäischen Seite meint man, eben jene Meinungs- und Pressefreiheit als Grundwert verteidigen zu müssen. „Die Meinungsfreiheit“, so Dänemarks Ministerpräsident Anders Fogh Rasmussen Ende Januar, „darf keinen Deut eingeschränkt werden; sie steht nicht zur Diskussion.“ Dennoch sah Rasmussen sich letzte Woche gezwungen, sich über den Fernsehsender „Al Arabija“ direkt an die Muslime in aller Welt zu wenden und zu erklären, daß die Dänen nicht die Absicht hätten, die Muslime zu beleidigen. Auch „Jyllands-Posten“ selbst hat sich mittlerweile dafür entschuldigt, „religiöse Gefühle“ beleidigt zu haben.

Auch wenn es dieser Tage so scheint, als wenn sich die gesamte islamische Welt gegenüber der Provokation, die die Karikaturen darstellen sollen, einig sei, sollten Töne nicht überhört werden, die auf andere Dimensionen dieses Konflikts verweisen. Vertreter eines moderaten Islams sind zum Beispiel der Meinung, daß das Insistieren des Westens auf Pressefreiheit die Demokratisierung ihrer eigenen Länder gefährden würde, weil es die radikalen Kräfte stärke. Daß die Proteste wohl tatsächlich vor allem ein Phänomen der „Straßen und Moscheen“ sind, hat auch der dänische Außenminister Möller festgestellt, der die Kontakte mit Politikern der islamischen Welt als nach wie vor „gut“ bezeichnete. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch die „FAZ“-Korrespondentin Kristina Bergmann, die berichtete, daß die Proteste gegen die Karikaturen vor allem von „Muslimbrüdern und Islamisten“ initiiert worden seien. Sie ist der Meinung, daß die repressiven Regime in Damaskus, Riad, Kairo und anderswo nur hoffen könnten, daß sich die Wut auf die Europäer nicht bald gegen sie richten wird. Der Opposition, der sie sich gegenübersähen, bestünde nämlich vor allem aus Islamisten.


Foto: Reuters / Corbis

Karikaturen nur Auslöser: Palästinensische Jugendliche demonstrieren gegen den verhaßten Westen.

Diese Beobachtungen wären durch weitere zu ergänzen: Auch die Konflikte um die Palästinenser sowie um den Irak und jetzt auch den Iran schwingen mit Sicherheit mit. Überdies spielt auch die aus Sicht der islamischen Welt einseitige Option des Westens für Israel, das in der islamischen Welt als vorgeschobener Posten des Westens wahrgenommen wird, mit dem dieser seine „imperialistischen Ziele“ in der arabischen Welt zu verwirklichen trachte, eine Rolle.

Mit einigem Recht wurde dieser Tage, mit Blick auf die Tiefendimensionen dieses Konflikts, auf die These des US-Politologen Samuel Huntington vom „Kampf der Kulturen“ hingewiesen. Dieser ist der Überzeugung, daß eine durch Ökonomie und Technologie vorangetriebene soziale Modernisierung weder eine universale Kultur noch die Verwestlichung nichtwestlicher Gesellschaften erzeuge. Im Gegenteil: Das Machtgleichgewicht zwischen den Kulturkreisen verschöbe sich. Der Westen verlöre an relativem Einfluß. Nichtwestliche Kulturen bekräftigten selbstbewußt den Wert ihrer Grundsätze. Huntington sieht so eine auf kulturellen Werten basierende Weltordnung im Entstehen. Gesellschaften, die durch kulturelle Gemeinsamkeiten verbunden seien, rückten zusammen. Die einzelnen Länder gruppierten sich um die Führungs- beziehungsweise Kernstaaten ihrer Kultur. Deshalb provozierten die universalistischen Ansprüche des Westens zunehmend Auseinandersetzungen mit anderen Kulturkreisen. Die Nichtwestler erachteten als „westlich“, was der Westen als „universal“ betrachte. Was Westler als segensreiche globale Integration anpriesen, so Huntington, wie zum Beispiel die Ausbreitung weltweiter Medien, brandmarkten Nichtwestler als „ruchlosen westlichen Imperialismus“.

Um die Kultur des Westens bei schrumpfender Macht des Westens zu bewahren, sei es, so Huntington, unter anderem nötig, „die technologische und militärische Überlegenheit des Westens über andere Kulturen zu behaupten“. Demgegenüber steht in der islamischen Welt der Wille zur kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und militärischen Emanzipation, wie er sich aktuell im Iran Ausdruck zu verschaffen sucht. Radikalster Ausdruck dieser Emanzipation ist der Fundamentalismus, der das Subjektivitätsprinzip und den Primat der menschlichen Vernunft ablehnt und deshalb vom Westen als „anti-aufklärerisch“ eingestuft wird. Unverkennbar aber ist, daß die islamische Welt eine eigene Zukunftsgestaltung beziehungsweise eine islamische Antwort auf fremde Herausforderungen sucht. Wie sehr der Islam bereits zur Gegenbewegung zu allem, was als „westlich“ eingestuft wird, geworden ist, fokussiert sich derzeit exemplarisch im „Karikaturen-Streit“.

Eine Reform wäre Gotteslästerung

In den arabischen Ländern unterscheiden sich die gesprochene und die Schriftsprache fundamental

Von WOLFGANG BODENSTEDT

Auf einer Reise im Unimog von Frankfurt nach Dakar wurden wir in der südalgerischen Oase Adrar von einer Familie eingeladen. Im Fernseher lief ein arabischer Film und dieser arabische Film war mit arabischen Untertiteln versehen. Wozu braucht ein arabischer Film in einem arabischsprachigen Land arabische Untertitel? Erkundigungen ergaben, daß es sich um einen ägyptischen Film handelte, und daß das ägyptische Arabisch von Algeriern kaum verstanden wird.

Auf einer sehr viel späteren Reise nach Syrien waren wir besser gerüstet. Wir hatten in einem Arabischkurs in der Volkshochschule „Hocharabisch“ gelernt und versuchten, unsere Kenntnisse anzuwenden. Wenn wir uns aber nach dem Weg erkundigten, verstand dies kein Mensch. Wir gewöhnten uns daran, das Ziel in arabischer Schrift zu zeigen, und das wurde meist verstanden. In einem christlichen Dorf im Antilibanon-Gebirge servierte uns der Wirt stolz seinen Wein, den er ja als Christ ausschenken durfte. Der Wein hatte Zimmertemperatur, und diese lag bei etwa 35 Grad Celsius. Ich bat um Kühlung des Weins, und „kalt“ heißt auf hocharabisch „barid“ – völlige Verständnislosigkeit. Ich zeigte das Wort im Wörterbuch, arabisch geschrieben: Aha! Der Wirt eilte zum Kühlschrank und holte eine Schale mit Eiswürfeln. Später in Damaskus wurden von Straßenhändlern eisgekühlte Getränke ausgerufen: „worri, worri, worri“. Ich stutzte, sollte das die hiesige Aussprache von „barid“ sein? Natürlich, B und W gehen in allen Sprachen ineinander über (siehe „Habana“ oder „Havanna“ für die Hauptstadt Kubas) das D am Ende wird verschluckt, und Vokale sind im Arabischen sowieso ziemlich egal; maßgebliche Wortwurzeln bestehen nur aus Konsonanten. In Aleppo heißt es übrigens „werri“ für „barid“.

Meine Neugier war geweckt, und Nachforschungen ergaben folgendes Bild: Das sogenannte „Hocharabisch“ wurde im 7. Jahrhundert in Mekka und Medina gesprochen. Daran darf nichts geändert werden, denn es ist die Sprache des Korans, und eine Modernisierung wäre Gotteslästerung.

Auch in Europa gab es eine dominierende Sprache: Latein

Mohammed und seine Nachfolger eroberten in wenigen Jahrzehnten ein riesiges Reich, in dem von Rabat bis Bagdad und von Aden bis Aleppo arabisch gesprochen wurde. Dieses Reich ist längst auseinandergefallen, und das dort gesprochene Arabisch hat sich in den vergangenen gut 1300 Jahren erheblich weiterentwickelt, und zwar in jedem Land anders. Das war genauso wie mit dem im römischen Reich gesprochenen Latein, aus dem die Gruppe der romanischen Sprachen entstanden ist. Und geht man in der Geschichte der romanischen Länder Frankreich, Italien, Spanien und Portugal 600 bis 700 Jahre zurück, in eine Zeit, als das Christentum ebenso alt war wie jetzt der Islam, stößt man auf ganz ähnliche Verhältnisse wie jetzt in der arabischen Welt: Die Bibel war nur lateinisch geschrieben, die Messe wurde auf lateinisch gelesen, die Schulen waren Lateinschulen. Die Professoren der damaligen Universitäten hielten ihre Vorlesungen auf lateinisch, und alle – damals wenigen – Bücher waren lateinisch abgefaßt. Jeder lateinkundige Scholar konnte auf jeder beliebigen Universität studieren, aber es gab recht wenige Scholaren, da sie für jede Art Bildung die Fremdsprache Latein lernen mußten, was eine erhebliche Bildungsbarriere bedeutete. Ihre Muttersprachen wurden nur gesprochen und nicht geschrieben, in einem linguistischen Wildwuchs ohne feste Regeln für Grammatik, Satzbau, Wortschatz und Aussprache. All dies ist im arabischen Raum heute noch so mit Hocharabisch statt Latein.

Dies hat, genau wie damals in Europa, erhebliche Folgen für den Bildungsstand der Völker. In den arabischen Ländern werden im Verhältnis zu den entwickelten Ländern Europas nur relativ wenige (hocharabische) Bücher geschrieben und gedruckt. Es gibt wenige Übersetzungen aus anderen Sprachen ins Hocharabische, und die Auflagen sind winzig. Bei uns und auch in den romanischen Ländern wäre es ebenso, wenn alle Bücher auf lateinisch abgefaßt wären. Der Bildungsstand der breiten Bevölkerung ist beklagenswert niedrig. In der Praxis führt das dazu, daß bildungswillige Araber eine Fremdsprache erlernen müssen, nämlich im Maghreb französisch und im Nahen Osten englisch, um sich die moderne Welt zu erschließen. Im von der Uno herausgegebenen „arab human development report“ wird das Sprachproblem als eines der Haupthindernisse für die Entwicklung der arabischen Länder bezeichnet.

Es läge nahe, die gesprochenen arabischen Sprachen zu Schriftsprachen zu machen, aber dagegen wehren sich nicht nur die Frommen und die Mullahs, die den Vorrang der Sprache des Koran unbedingt erhalten wollen, sondern auch die säkularen Nationalisten. Das Hocharabische ist das einzige Band, welches die diversen arabischen Völker zusammenhält. Es ist so, als ob die säkularen italienischen, französischen und spanischen Parteien auf Latein als Unterrichtssprache bestehen würden mit der Begründung „Sonst bekommen wir das Römische Reich nicht mehr zusammen, und wir sind doch alle Römer.“

So wurde mir klar, warum alle Versuche gescheitert sind, die arabischen Völker in einem Staat zu vereinigen. Man muß sich nur vorstellen, die Franzosen und die Italiener hätten versucht, eine „Vereinigte Römische Republik“ zu gründen, wie es Ägypten und

Ohne Modernisierung des Hocharabischen keine Bildung für alle

Syrien einige Jahre mit der „Vereinigten Arabischen Republik“ probiert haben, natürlich zentralistisch aufgebaut, weil Franzosen und Italiener vom Föderalismus genauso wenig halten wie die Araber. Dies wäre schiefgegangen.

Wenn man sich überlegt, warum die Araber so eisern am „Hocharabischen“ festhalten, im Gegensatz zu den romanischen Ländern, die schon bald keine Hemmungen mehr hatten, ihre gesprochenen Sprachen zu schreiben, kommt man einerseits auf die für die Araber überragende Bedeutung der Religion, die sozusagen eins mit der Sprache ist. Das war beim Lateinischen nicht so. Auch die lateinische Bibel war schon eine Übersetzung aus dem Griechischen und dem Hebräischen, und das Römische Reich hatte ursprünglich mit dem Christentum nichts zu tun.

Der zweite Grund ist, daß nach dem arabisch-islamischen Großreich der Kalifen in der Geschichte nichts Großartiges mehr kam, auf das sich der Stolz der Araber hätte beziehen können.

Deswegen ist das Großreich der Kalifen immer noch Bezugspunkt für ihre nationale Identität. Die große Zeit der europäischen romanischen Völker lag dagegen, vielleicht mit Ausnahme Italiens, lange nach dem römischen Reich, welches daher nicht für ihre nationale Identität gebraucht wird.

Auch für uns Deutsche enthält der Zustand der arabischen Nationen eine Lehre, nämlich die von den Risiken und Nebenwirkungen, wenn man die Muttersprache durch eine Fremdsprache als Schrift- und Bildungssprache ersetzt.

Solche Tendenzen gibt es bei uns mit der englischen Sprache; so hat der baden-württembergische Ministerpräsident Günter Oettinger in ahnungsloser Dummheit vorgeschlagen, Deutsch auf den Hausgebrauch zu beschränken.

Damit würde wie in Arabien die breite Masse praktisch von der Bildung ausgeschlossen, und der Weg Deutschlands in die Unterentwicklung wäre programmiert.

Die Folgen, die es hat, wenn man nur zuhause seine Muttersprache spricht und in der Öffentlichkeit und im Berufsleben in einer Fremdsprache lesen, schreiben und kommunizieren muß, werden uns von unseren „Mitbürgern mit Migrationshintergrund“ drastisch vorgeführt.

Unter Druck

Die Entlassung des Direktors von »France Soir« als Vorbote eines größeren Kulturclash

Von JEAN-PAUL PICAPER

Die beste Karikatur zum Mohammed-Thema ist in der französischen Zeitung „Le Canard enchaîné“ erschienen. Dieses 1916 gegründete linke, besser gesagt anarchistische Wochenblatt, das in Paris eine Institution ist, die niemand vermissen möchte, hat auf der letzten Seite einer seiner Ausgaben unter dem Titel, „In Dänemark zugelassene Karikatur von Mohammed“ ein schwarzes Viereck gedruckt. Man sieht dort nur Tintenschwärze, schwarz wie die Nacht, schwarz wie der Islam, der ziemlich zu Unrecht sonst die grüne Farbe beansprucht. Total in Ordnung, der Zeichner, ein Herr Delambre, hat kein Bild des Propheten gezeichnet. Der Prophet soll bekanntlich kein menschliches Gesicht bekommen.

Ein Religionsstifter ohne Gesicht ist etwas Unheimliches. Besonders, wenn er beansprucht, trotzdem ein Mensch gewesen zu sein. Die schwarzen Reiter ohne Gesicht in „Herr der Ringe“ verbreiten noch mehr Angst und Schrecken als die Orkhs, die das Gesicht von Toten haben.

Aber wir wollen hier nicht über eine Religion philosophieren, die das „Menschliche, allzu Menschliche“ am Menschen – angefangen bei der Tracht der Frauen – ganz im Gegensatz zum Christentum und anderen Religionen verdeckt und verleugnet. Aber auch Diskussion und Palaver, dieses Urmenschliche am Menschen, scheint im Islam ziemlich unbeliebt zu sein, wenn man bedenkt, daß ein ägyptischer Zeitungsverleger, Ramy Lakah, den Direktor der eigenen Zeitung „France Soir“, Jacques Lefranc, wegen einer unliebsamen Publikation kurzerhand entläßt und damit jeder Kontroverse ein Ende setzt. Um so wichtiger ist es, daß die Medien der freien Staaten sich mit der Sache intensiv befassen und mutig widersprechen.

Der einzige Politiker, der in Frankreich dieser Tage Klartext sprach, war der Innenminister und Religionsminister Nicolas Sarkozy. Der Stifter des „Französischen Moslemischen Rates“ Sarkozy äußerte im Fernsehsender „LCI“: „Wenn die Karikatur das vernünftige Maß übertrifft, dann fällt das in die Kompetenz der Gerichtsbarkeit und weder in diejenige der Religionsbehörden noch in die der Regierungen der moslemischen Staaten“. Sein politischer Berater in der französischen Mehrheitspartei UMP, dessen Vorsitzender er ist, der ehemalige Erziehungsminister François Fillon, erklärte, daß die „besorgniserregende Entscheidung des Eigentümers von ‚France Soir‘ (ihn) sehr schockiert hatte, der Aufstieg dieses islamistischen Fundamentalismus, dieses Radikalismus, dieser Intoleranz sehr gefährlich, sehr schlimm ist.“

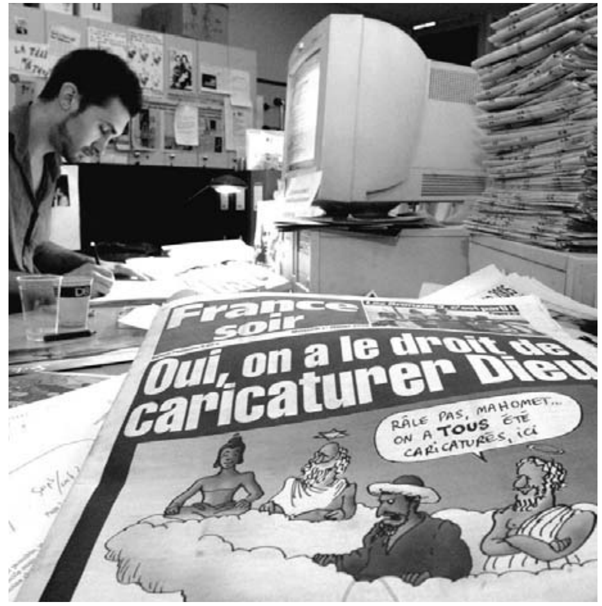
Ein Religionsstifter ohne Gesicht ist unheimlich

Dabei hatte Lakah selbst den belgischen Banker Lefranc an die Spitze dieser Zeitung gesetzt, als er sie zu Beginn dieses Jahres erwarb. Seine Entscheidung widerspricht dem Gesetz der Verhältnismäßigkeit, weil sie ein Angriff auf die Meinungs- und Redefreiheit ist, die seit dem 18. Jahrhundert zu den kostbarsten Eroberungen der Republik zählt. Ein Schlag ins Gesicht der französischen Identität war der Ukas des Herrn Lakah, und man darf sich nicht wundern, daß sich die Franzosen jetzt auf die Wurzeln ihrer politischen Kultur und auf Voltaire besinnen, der sich nicht von ungefähr bereits vor 200 Jahren in seinem Theaterstück „Mahomet“, das Goethe gefördert und ins Deutsche 1802 übersetzt hat, mit dem besonderen Fanatismus des Islams auseinandersetzte, von dem der französische Aufklärer meinte, daß er dem „Geist der Intoleranz“ entsprungen sei, der „Ungeheuer“ kreierte.

Was Voltaire zu „Mahomet“ schrieb, könnte kaum ein Journalist, ein Schriftsteller heute ohne Risiko äußern, was zeigt, wie der Fanatismus an Boden gewonnen hat.

Mag sein, daß der Streich des Herrn Lakah gegen seinen eigenen Zeitungskommissar einen heilsamen Schock auslösen wird. Nicht nur in den moslemischen Staaten, wo verbale und terroristische Anschläge gegen europäische Vertretungen und Vertreter verübt werden, sondern auch bei uns in Europa – hier allerdings auf der geistigen Ebene – macht diese Affäre klar, daß der Kulturclash zwischen Europa und dem Islam durchaus eine Realität und keine Erfindung eines amerikanischen Politologen ist. Der katholische Klerus in Frankreich hat die Karikaturen im Namen des Respekts vor der Religion verurteilt (die protestantische Minderheitskirche war jedoch in der Kritik viel zurückhaltender). Diese Stellungnahme wäre schon hinnehmbar, wenn der sogenannte „Dialog der Christen mit dem Islam“ keine Einbahnstraße wie bisher wäre und wenn die Moslems bereit wären, ein „aggiornamento“, eine notwendige Anpassung ihrer Religion an die Moderne zu vollziehen. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Es bleibt also den meisten Journalisten und Politikern nichts anderes übrig, als im Namen der republikanischen Werte die Fanatiker einer Kultur, die unserer entgegengesetzt ist, in ihre Schranken zu verweisen. Paradox ist dabei, daß Ramy Lakah kein Moslem, sondern ein Christ ist. Er gehört der ägyptischen koptischen Kirche an. Das macht seinen Fall noch schlimmer: Für seine Geschäfte und für die koptische Kirche, die in Ägypten eine bedrohte und verfolgte Minderheit ist, wäre es tödlich, wenn er sich nicht mit den islamistischen Extremisten solidarisch erklären würde. Genau das tut auch die ägyptische Regierung, was einen beängstigenden Grad der Abhängigkeit zeigt, der schneller, als man denkt, auch bei uns entstehen könnte.

Wer ist denn Ramy Lakah? 1985 erhielt er mit seinem Bruder Michel von seinem Vater Raymond die von diesem gegründetete Lakah-Industriegruppe. Diese steinreiche Familie hat eine führende Stellung in mehreren Marktsegmenten der Industrie und dem Gesundheitswesen. Sie hat in den letzten Jahren von Kairo und von England aus ihre Position in diesen Bereichen weiter ausgebaut.



Umstritten: „Ja, man hat das Recht, Gott zu karikieren“, lautet der Tenor der „France Soir“. Der Christengott zu Mohammed: „Jammer nicht, wir werden hier gerade alle karikiert.“ Foto: Reuters

Die fortschreitende Liberalisierung des ägyptischen Marktes und die Entwicklung von Nationalwirtschaften im mittleren Osten, in Nord- und Westafrika haben ihr Chancen geboten, ihr Tätigkeitsfeld zu erweitern. Die Schlüsselaktivitäten der Lakahs befinden sich in der Gesundheitsindustrie in der Türkei, in Algerien und Nigeria. Sie verkaufen auch pharmazeutische Produkte auf dem ägyptischen Markt, in Nahost und in Nordafrika. Sie investieren auch in medizinische Pflegezentren und in Krankenhäuser in diesen Staaten und widmen sich der medizinischen Versicherung. Darüber hinaus wagt sich die Lakah-Holding namens „Angel Gate“ jetzt auch auf den Geschäftsbaumarkt, wo sie ihr beim Bau von Krankenhäusern erworbenes Wissen umsetzen kann.

Die Geschichte der Tageszeitung „France Soir“, früher die Starzeitung des berühmten Journalisten Pierre Lazareff, ist abwechslungsreich. 1949, als sie noch über eine Million Exemplare verkaufte, war sie von der mächtigen Hachette-Pressegruppe gekauft worden, wurde aber 1976 von der „Socpresse“ („Le Figaro“ und andere) des Pressemagnaten Robert Hersant erworben, der aus ihr eine populäre Boulevardzeitung nach dem Vorbild von „Bild“ in Deutschland machen wollte. Es gelang ihm jedoch nicht, und „France Soir“ wurde vor der Pleite von der italienischen „Poligrafici Editoriale“, der Nummer drei der italienischen Presse, gerettet. Schließlich geriet sie 2004, als sie nur noch eine Auflage von 64 000 Exemplaren hatte, für zirka 27 Millionen Euro in die Hände von „Montaigne Press“, der Pressegruppe von Ramy Lakah, die ihren Erwerb erst nach ernsthaften juristischen Streitigkeiten in einem gerichtlichen Vergleichsverfahren in den letzten Monaten bestätigt bekommen hat.

Im September 2005 hatte Ramy Lakah selbst seinen Posten als Geschäftsführer der Zeitung dem Krisenmanager Lefranc übergeben.

Vor kurzer Zeit hat die Chefredakteurin Valérie Lecasble die Flinte ins Korn geworfen. Die Auflage ist inzwischen unter 40 000 gesunken, und die Zeitung wird aufgrund eines Streites mit einer Druckerei nicht mehr in Südfrankreich vertrieben.

Die immerhin 120 Mitarbeiter der Redaktion sind wegen der Disziplinarmaßnahme des Eigentümers in Streik getreten, und das Schicksal von „France Soir“ ist ungewisser denn je. Aber die Zeitung kann von der öffentlichen Entrüstung über die moslemische Intoleranz und von der Solidarisierungswelle in den französischen Medien profitieren. Eine Schnellumfrage übers Internet machte deutlich, daß 85 Prozent die Entscheidung von Ramy Lakah nicht guthießen. Fragt sich, wie lange der Widerstand gegen eventuelle Pressionen der Regierung halten wird, die ihre „arabische Politik“ wie ihren Augapfel hütet. Immerhin wird die arabische Welt jetzt näher unter die Lupe genommen, und der Unterschied zu unserer Kultur wird deutlicher: „In der arabischen Welt steht die Religion im Mittelpunkt, die Gemüter sind äußerst reizbar, und das Unglück kommt immer von draußen. Die Karikaturenaffäre beinhaltet alle diese Ingredienzien“, schreibt Pierre Prier in „Le Monde“.

Fressen oder gefressen werden

Österreichische Auslandsinvestitionen auf Rekordstand

Von R. G. KERSCHHOFER

Die Österreicher kaufen ein. Was sich beim Weihnachtsgeschäft am Verhalten der Konsumenten bestätigte, beweisen Unternehmen in großem Stil: So wurde Anfang des Monats bekannt, daß „Raiffeisen“ die russische „Impex“ übernimmt und damit zur größten Auslandsbank in Rußland wird. Ein Konsortium um den Flughafen Wien erhielt grünes Licht zur mehrheitlichen Beteiligung an den slowakischen Flughäfen Preßburg (Bratislava) und Kaschau (Kosice). Und die „Wienerberger AG“, der weltgrößte Ziegelhersteller, kauft zwei weitere Fabriken in Polen – fast eine Routine-Meldung.

„Raiffeisen“ hatte erst kürzlich die ukrainische „Aval-Bank“ übernommen. Die zwei spektakulärsten Transaktionen gab es aber voriges Jahr in Rumänien: Die „OMV“ wurde durch Übernahme der „PETROM“ zum größten mitteleuropäischen Öl- und Gaskonzern, und die „Erste Bank“ (die so heißt, weil sie aus der Ersten Österreichischen Sparkasse hervorging) erwarb die „Banca Comerciala Romana“, den rumänischen Marktführer. Dies war überhaupt die bisher größte Finanztransaktion in den „Reformländern“. Neben Großunternehmen sind aber auch zahlreiche kleinere und mittlere Firmen aller Sparten aktiv. So kommt es, daß Österreich heute in Rumänien, Bulgarien und Kroatien der größte Investor ist und in den anderen Reformländern an zweiter bis vierter Stelle liegt.

Die derzeit hohen Wachstumsraten im Osten lassen leicht übersehen, daß österreichische Investoren auch in Westeuropa und in Übersee (meist) erfolgreich unterwegs sind. Wenn man bedenkt, daß es lange Zeit geheißen hatte, ein kleines Land brauche unbedingt „strategische Partner“! Gewiß war das zuweilen sinnvoll oder unvermeidbar, führte aber auch zu krassen Fehlentscheidungen. Das Verschleudern der „Bank Austria“ an die „Hypo-Vereinsbank“ war wohl das schmerzlichste Beispiel. Rot-schwarzes Proporz- und Neiddenken machte eben nicht selten ausländische Konzerne zu lachenden Dritten.

Vor allem in Osteuropa wird aufgekauft

Auslandsinvestitionen werfen natürlich Fragen auf: Werden heimische Arbeitsplätze exportiert? Kann die Expansion zur Pleite und damit zur Vernichtung von Kapital und Arbeitsplätzen führen? Macht man die Kleinarbeit, nur um dann von noch Größeren geschluckt zu werden? Umgekehrt: Werden in den übernommenen Betrieben Mitarbeiter wegrationalisiert und soziale Spannungen erhöht? Die Antworten sind von Fall zu Fall unterschiedlich. Bei Produkten und Dienstleistungen für lokale Märkte, etwa bei Baustoffen oder im Banken- und Versicherungssektor, gehen gewiß keine österreichischen Ar-beitsplätze verloren. Das im Osten unterentwickelte Bank- und Versicherungswesen läßt dort neue Arbeitsplätze für alle entstehen.

Gehen Arbeitsplätze verloren?

In Fertigungsbetrieben kann es Arbeitsplätze kosten – hüben und / oder drüben. Bei der „PETROM“ etwa ist eine drastische Personalreduktion unvermeidlich, die man „durch natürlichen Abgang“ bewerkstelligen will. Immerhin wird den Österreichern zugebilligt, daß sie dank besserem Verständnis für Sprachen und Kulturen sensibler mit lokalen Mitarbeitern umgehen. Zum Verlust österreichischer Arbeitsplätze kommt es dagegen in qualifizierten Berufen: Es ist eben billiger, manche Dienstleistungen für den heimischen Markt – etwa Programmentwicklung oder statische Berechnungen – bei einer Tochterfirma im Osten durchführen zu lassen.

Die Flughafen-Transaktion ist ein spezieller Fall, denn Wien und Preßburg sind nur 55 Kilometer voneinander entfernt. Folglich hatte man in Wien eine Verlagerung des Passagieraufkommens auf das viel billigere Preßburg befürchtet, in der Slowakei aber ein Abwürgen des Flughafens Preßburg. Das Ausschreibungsverfahren – bei dem eine Gruppe um den Flughafen Köln an dritter Stelle blieb – war zwar schon im Dezember entschieden. Die politischen Widerstände wurden aber erst Anfang Februar durch das slowakische Parlament beseitigt. Tatsächlich dürfte ein gemeinsames Unternehmenskonzept beiden Seiten Vorteile bringen, denn die Zwillingsflughäfen konkurrieren mit München, Zürich, Prag und Budapest. Erforderlich ist noch der Bau einer Schnellverbindung.

Was Investitionsrisiken betrifft, hoffen vor allem kleinere und mittlere Unternehmen auf eine weitere Verbesserung der Rechtssicherheit. Für Österreich besonders wichtig ist jedenfalls die politische Stabilität in Rußland, das schon vor der Wende ein verläßlicher Wirtschaftspartner war und von wo heute zahlreiche zahlungskräftige Urlauber kommen.

Wiederbelebt

Zwillingsstadt Wien / Preßburg

Die Zusammenarbeit der zwei Hauptstädte Wien und Preßburg (Bratislava) entwikkelt sich, auch zugunsten der Touristen.

Zu den diversen täglichen Zugverbindungen zwischen den zwei, nur 55 Kilometer voneinander entfernten Städten, deren Fahrkarten auch schon für den Stadtverkehr beider Metropolen gültig sind, kommt nun ein Schnellboot, ein Katamaran hinzu.

Ab Juni wird der in Norwegen gebaute „Twin City Liner“ (Zwillingsstadt-Verbindung) dreimal am Tag in etwa 70 Minuten Passagiere über die Donau vom Schwedenplatz in Wien nach Preßburg bringen. Umgekehrt gilt das gleiche.

Die Idee hierzu wurde schon im Jahre 2003 von den beiden Stadtoberhäuptern entwickelt. Die neue Verkehrsverbindung soll nicht nur den Straßenverkehr, sondern auch den Zugverkehr entlasten. Immerhin wurden im Vorjahr zwischen der Slowakei und Österreich mehr als eine Million Passagiere per Bahn befördert. Auf eigene Kosten will Österreich die Zugverbindung zwischen den Flughäfen Preßburg, Wien-Schwechat und Wien-Zentrum ausbauen. Während die Autobahn auf der slowakischen Seite bereits bis an die Grenze ausgebaut ist, wird in Österreich nach langjährigem Zögern erst jetzt mit dem Bau begonnen.

Ältere Einwohner von Preßburg erinnern sich und meinen: „Nach dem Ersten Weltkrieg sind wir nach Wien mit der Straßenbahn ins Theater gefahren und die Wiener nach Preßburg, um im ‚Stüberln‘ Wein und Gänsebraten zu genießen.“

Die Idee der „Zwillingsstadt“ ist eigentlich nicht so neu. *Peter Zeman*

»Kopftuch als Zeichen unserer Toleranz«

Bis vor wenigen Tagen dürfte Schacht-Audorf wohl den wenigsten Menschen in Deutschland ein Begriff gewesen sein, doch eine junge Referendarin der dortigen Realschule hat den Ort bei Rendsburg über die schleswig-holsteinischen Grenzen hinaus bekannt gemacht. Und nicht nur das. Aufgrund des Beharrens der 23jährigen Gilek Yilmaz auf das Tragen ihres Kopftuches kündigte die Kieler Bildungsministerin Ute Erdsiek-Rave (SPD) an, ein Gesetz zu erlassen, was nun auch im nördlichsten Bundesland das Tragen religiöser Symbole an Schulen untersagt. Bisher hatte man hier auf die Einsicht der Lehrkräfte gehofft.

Während Lehrer, Schüler und Eltern in Schacht-Audorf gelassen auf die Entscheidung der jungen Frau, ihr Kopftuch auch im Französisch- und Matheunterricht zu tragen, reagieren, sind die bundesdeutschen Medien in heller Aufregung.

Hier findet erneut eine Diskussion darüber statt, inwieweit religiöse Symbole an Schulen erlaubt sein sollen. Und während sich die türkische Gemeinde in Schleswig-Holstein vehement dagegen ausspricht, ist sich die Nordelbische Kirche uneins. Die Synode, die sich sehr mit dem Thema „christlich-islamischer Dialog“ befaßt, ist der Auffassung, daß ein freiwillig getragenes Kopftuch auch ein Stück Identität sei. „Es steht der Kirche gut an, mit dem Gedanken der Toleranz voranzugehen“, meint der Schleswiger Bischof Hans-Christian Knuth. Allerdings, so wendet er ein, dürften die Kinder dabei nicht indoktriniert werden.

Damit jedoch niemand in Schleswig-Holstein bezüglich seines Glaubens benachteiligt wird, fühlt sich das dortige Bildungsministerium verpflichtet, ab dem nächsten Schuljahr deutschsprachigen Islamunterricht von staatlich geprüften Lehrern anzubieten. *Bel*



Was bleibt für die Jungen? Um die Alten von heute nicht zu verschrecken, schröpft man die Alten von morgen. Foto: pa

Reines Ablenkungsmanöver

Rente mit 67 – Parteien fehlt der Mut zu einer echten Reform

Von Jürgen Liminski

Es war der alte Kaiser Wilhelm. Er führte das Renteneintrittsalter 65 ein und zwar im Jahr 1916, also vor fast einem Jahrhundert. Das ist an sich noch kein Grund, es jetzt heraufzusetzen. Aber der demographische Niedergang in diesem Jahrhundert sucht in der Geschichte seinesgleichen, und man muß noch weiter als zu Kaiser Wilhelm, und zwar bis auf den 30jährigen Krieg zurückgehen, um eine vergleichbare Situation vorzufinden. Im Jahr 2030 wird Deutschland ein Drittel seiner Bevölkerung verloren haben, wie nach dem 30jährigen Krieg eben, und schlimmer noch: Dann wird es vermutlich einen Rentner auf zwei Erwerbstätige geben. Das ist mit dem heutigen System selbst bei einer Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 schlicht nicht zu bezahlen. Die erste Existenzkrise des Systems kommt aber noch früher: Ab 2010 erreicht die Generation der Baby-Boomer das Rentenalter. Diese geburtenstarke Generation wird das System im wahrsten Sinn des Wortes überfluten. Eigentlich müßte das Rentenalter schon bis dahin auf 67 erhöht sein, was aber das Problem auf der langen Bank des Generationenvertrags nur etwas weiter rücken, aber nicht lösen würde.

Angesichts dieser unausweichlichen und leicht berechenbaren Fakten mutet die jetzige Rentendiskussion irgendwie weltfremd an – um nicht zu sagen wie ein Ablenkungsmanöver. Bisher hat sich noch jede Regierung in den letzten 30 Jahren um dieses Problem gedrückt. Für Kohl war es eine Machtfrage, er wollte die Rentner-Wähler nicht aus der Blümschen Sicherheitstrance wecken, auch Schröder laborierte mit der Riester-Rente und den Nullrunden nur an den Symptomen herum. Auch die jetzt von SPD-Vize Beck wahlträchtig ausgelöste Dachdecker-Diskussion kratzt nur an der Oberfläche herum. Zu der notwendigen Strukturreform fehlte und fehlt den Politikern aller Parteien der Mut.

Für diese Reform gibt es aber allerlei Anstöße. Da ist in erster Linie das Bundesverfassungsgericht zu nennen, das seit dem Trümmerfrauenurteil 1992 wiederholt darauf hingewiesen hat, daß Eltern mit der Erziehung von Kindern einen „generativen Beitrag“ zur Bestandserhaltung des Systems leisten und daß dieser Beitrag vom finanziellen Beitrag abgezogen werden müßte. Da die Politik nicht reagierte, hat Karlsruhe dann im Pflegeurteil 2001 eine Frist gesetzt. Auch hier hinkt die Politik jetzt unwillig hinterher. Aber es hilft alles nichts: Der Generationenvertrag ist nur dann zu retten, wenn die Eltern entlastet werden, was bedeutet, daß die Kinderlosen entweder höhere Beiträge zu entrichten oder geringere Leistungen zu erwarten haben. Alles andere sind nur Pflaster auf klaffende Wunden, so auch die Erhöhung auf 67.

Die Leistung, die das Volk von seiner Regierung nun erwartet, ist einfach: Die Wahrheit sagen, erst mal sich selbst im Kabinett ungeachtet aller Harmoniesüchte, und dann in den Parteien, ungeachtet aller Profilierungssüchte, und schließlich dem Volk, ungeachtet aller Machtfragen. Denn mittlerweile geht es nicht mehr nur um Gerechtigkeit, sondern auch um den sozialen Frieden und die Zukunft.

Der leidige »Westbalkan«

Ein schlicht „Mitteilung der Kommission“ genanntes Papier, das wie die meisten solcher anonymen Werke bei den EU-Bürgern unter der Wahrnehmungsschwelle blieb, sorgt in Kroatien für große Erregung: Verpackt in langatmigen Aufzählungen bisheriger Errungenschaften findet sich da nämlich der Plan einer Freihandelszone, die Kroatien, Bosnien-Herzegovina, Makedonien, Albanien und Serbien-Montenegro einschließlich Kosovo umfassen und mit der EU in einem Abkommen verbunden sein soll.

In Kroatien stößt dies auf breite Ablehnung, denn wozu soll man parallel zu laufenden EU-Beitrittsverhandlungen über Zwischenlösungen verhandeln? Aber nicht nur das: Hinter dem EU-Vorstoß spürt man die alte Absicht der „Entente“, unter der Tarnbezeichnung „Westbalkan“ wieder eine Art Jugoslawien zu schaffen. Kroatiens Ministerpräsident Sanader scheute sich nicht, dies auszusprechen und solchen Versuchen eine klare Absage zu erteilen. Erhard Busek, früherer ÖVP-Chef und Vizekanzler und nunmehriger Balkan-„Sonderkoordinator“ der EU, sprach dagegen von „hausgemachten Irritationen über ein Problem, das es gar nicht gibt“ und nannte die Befürchtungen über ein neues Jugoslawien „blühenden Unsinn“. Die Heftigkeit der Reaktion verstärkt allerdings das Mißtrauen.

Doch die Kroaten stecken im Dilemma, denn jede Widerborstigkeit kann von der EU „bestraft“ werden, indem man die Beitrittsverhandlungen endlos verschleppt, so wie man schon den Verhandlungsbeginn mit immer neuen Ausflüchten jahrelang verzögerte. Die EU-Freudigkeit der Bevölkerung ist inzwischen ähnlich gering wie in manchen Mitgliedsländern. Die am 11. März in Salzburg beginnende Balkan-Konferenz dürfte aber auch für Österreich in seiner Doppelrolle als Kroatien-Protektor und EU-Ratsvorsitzender zur Gratwanderung werden. *RGK*

Weltweit einmalig

Wien erhält Holocaust-Forschungszentrum

Zwei Wochen nach dem Schiedsspruch über die Klimt-Bilder steht fest: Wien wird das weltgrößte Simon-Wiesenthal-Zentrum zur Erforschung des Holocaust erhalten, und das neue große Wiener Holocaust-Denkmal wird nach dem Entwurf einer deutschen Architektengruppe errichtet.

Das Wiesenthal-Zentrum geht auf einen testamentarischen Wunsch des 2005 verstorbenen Namensgebers zurück. Es soll die von ihm zusammengetragenen Dokumente und das Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde aufnehmen. Desweiteren sollen 1,3 Millionen Dokumente, die vor 50 Jahren nach Israel verbracht und dort auf Mikrofilm kopiert wurden, nach Wien zurückkommen. Für das Zentrum stellt die Kultusgemeinde eines ihrer zahlreichen Althäuser zur Verfügung. Die Sanierungskosten von 14,5 Millionen Euro und die jährlichen Betriebskosten von 2,5 Millionen sollen aus Bundes- und Landesmitteln bestritten werden.

Wie der SPÖ-nahe Historiker Anton Pelinka betonte, sei dies „ein Angebot an Wien und Österreich“. Österreich werde sich damit „auf die Landkarte der internationalen Holocaust-Forschung setzen“. Ephraim Zuroff, Leiter des Wiesenthal-Zentrums in Jerusalem, bezeichnete Österreich zugleich als „Paradies für NS-Verbrecher“. Bei der von ihm „operation last chance“ genannten Aktion geht es um einen KZ-Arzt, der in Südamerika leben soll und heute 91 Jahre alt wäre, um eine KZ-Aufseherin, über deren Namen es nur Vermutungen gibt, und um einen vor 50 Jahren eingebürgerten Kroaten, der an Deportationen beteiligt gewesen sein soll.

Mit dem Bau des Berliner Holocaust-Denkmals war für Bürgermeister Häupl und die SPÖ klar, daß Wien nicht nachstehen könne. Das vom Stalinisten Alfred Hrdlicka gestaltete „Mahnmal gegen Krieg und Faschismus“ hinter der Staatsoper, das im Jahr 2000 enthüllte Holocaust-Denkmal auf dem Wiener Judenplatz (der immer schon so hieß) und die Gedenktafeln im ganzen Stadtgebiet sollten durch etwas Großes ergänzt werden. Man entschied, das Projekt im „Eurogate“ umzusetzen, einem geplanten neuen Stadtteil auf früherem Bahngelände, von dem aus in der NS-Zeit Deportationen erfolgten. Das Problem der „Eurogate“-Planer lag darin, daß internationale Investoren diese Nachbarschaft vielleicht meiden würden. Die Lösung daher: Das Holocaust-Denkmal wird vor einer Schule gebaut.

Die Bundesregierung entschied mittlerweile, die fünf Klimt-Bilder nicht zurückzukaufen – die geforderten 250 Millionen Euro waren nicht vertretbar. Opferanwalt Randol Schoenberg meinte hinterher, man hätte doch verhandeln können. Wie bekannt wird, stehen ihm 40 Prozent des Erlöses zu. *RGK*

Gedanken zur Zeit:

Nur die Ministerin ist glücklich

Von Wilfried Böhm

Über den von der Koalition vereinbarten Kompromiß zur steuerlichen Absetzbarkeit von Kinderbetreuungskosten schien nur Familienministerin Ursula von der Leyen so richtig glücklich zu sein. Das aber sei sie immer, hieß es in Berlin dazu, so wie früher in Hannover, wo sie ihre Politlaufbahn begann. Glücklichsein und das zu zeigen gehöre zum Politikstil der Mutter von sieben Kindern im Alter von fünf bis 18 Jahren. Ihren politischen Auftrag beschreibt sie wie folgt: „Ich will beweisen, daß es geht, eine gute Mutter zu sein, und Erfolg im Beruf zu haben.“ Kein Wunder, daß der Kompromiß, der die Frau Minister glücklich macht, für den Bundeselternrat nur „Flickschusterei“ darstellt, weil ein umfassendes Konzept zur Bildungsfinanzierung fehle. Arme Familien, die gar keine Steuern zahlten, hätten gar nichts vom Kompromiß. Gerade sie aber müßten gefördert werden.

> Neue Familienpolitik begünstigt die falschen Leute

Der Weg zu diesem Kompromiß bei den Betreuungskosten mit seinem unüberschaubaren und für die meisten Bürger unverständlichen, weil komplizierten Ergebnis macht darüber hinaus deutlich: Die Strecke vom Steuermodell des Professors Paul Kirchhof und der Steuererklärung auf dem Bierdeckel von Friedrich Merz zum großkoalitionären Gezerre war kurz. Steuerpolitik bleibt undurchsichtig für die Bürger und letztlich ein Arbeitsbeschaffungsprogramm für professionelle Steuerberater.

Hingegen wäre ein Familiensteuersplitting, bei dem jede Person in einer Familie ihren Anteil am Familieneinkommen so versteuert wie ein Alleinstehender mit gleichem Einkommen, der richtige und gerechte Weg zur Anerkennung der Erziehungsleistung der Familien, die endlich in den Mittelpunkt der Gesellschafts- und Familienpolitik gestellt werden muß. Die gegenwärtige Absurdität liegt darin, daß Kinderlose von der Wirtschaftskraft der Kinder der Familien eine höhere Rente erhalten, als deren Eltern, was junge Leute dazu verleitet, lebenslang kinderlos zu bleiben. Die deutsche 1,3-Kinder-Frau ist zum Schlagwort in der bevölkerungspolitischen Debatte geworden.

Die zu geringe Achtung der Erziehungsleistung der Familien findet ihre Korrelation in der Tatsache, daß in weiten Kreisen der Gesellschaft die Arbeit der Hausfrau und Mutter nicht die entsprechende Würdigung erfährt. Es ist nicht zu erklären, warum zum Beispiel die Berufe der Tagesmutter oder Erzieherin als anerkannte und wichtige Berufstätigkeiten gelten, der Beruf der Mutter aber nicht.

> Seit 1972 sterben mehr Menschen als geboren werden

Das alles geschieht in einer Zeit, in der Deutschland gewaltige demographische Verwerfungen erlebt, die von dem Magazin „GEO“ schon vor zwei Jahren mit den Folgen der großen Auswanderungswellen des 19. Jahrhunderts verglichen wurden. Danach hat Deutschland in den letzten 30 Jahren fünf Millionen Einwohner verloren. Seit 1972 sterben jährlich mehr Menschen als geboren werden, und jede nachfolgende Kindergeneration ist um ein Drittel kleiner als die ihrer Eltern. In diesem Zusammenhang steht die seit der Neufassung des § 218 im Jahr 1974 (geschätzte) Zahl von rund acht Millionen durch Abtreibung nicht geborener Kinder. Fest steht: Deutschland zählt heute zu den kinderärmsten Gesellschaften der Welt. Bevölkerungsrückgang und Überalterung ruinieren die Rentenkassen und das Gesundheitssystem. Die Folge davon ist, daß sich Deutschland zum Einwanderungsland entwickelt hat und mehr und mehr dazu werden wird.

Diese demographische Krise und ihre Bewältigung sollte zum Maßstab jedweder wirtschafts- und sozialpolitischen Entscheidungen werden, die von der öffentlichen Hand getroffen werden. Professor Herwig Berg formulierte drastisch, bevölkerungspolitisch sei es für die Bundesrepublik „bereits 30 Jahre nach Zwölf“.

In der Tat, wer vor 20 Jahren auf die sich abzeichnenden Probleme der bevölkerungspolitischen Entwicklung hinwies, fand kein Gehör, ebenso wie alle, die sich schon damals für ein modernes Familienwahlrecht einsetzten, um die Aufmerksamkeit auf diese deutsche Überlebensfrage zu lenken.

Jetzt sind Anstrengungen notwendig, die denen des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg ebenbürtig sind, allerdings unter weitaus günstigeren Bedingungen und darum müßten sie erst recht zu bewältigen sein. Glücksgefühle aber dürften sich erst danach einstellen.

»Moment mal!«



Das Sonnenfeuer auf die Erde holen

Von Klaus Rainer Röhl

Vor Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat und alle Linksintellektuellen sich den Kommunismus, natürlich mit menschlichem Antlitz, wünschten, da entstanden die Grünen. Weil es einen Kommunismus mit menschlichem Antlitz nicht geben konnte, aus der Natur der Sache heraus. Eigentlich sollte es eine sozialistische, eine „vierte Partei“ links von der SPD werden, und zu den Gründungsvätern dieser Idee gehörten Rudi Dutschke und der Vorsitzende der Sozialdemokraten in Schleswig-Holstein, Jochen Steffen, Kuddl Snööf, der rote Jochen. Auch der gebürtige Tscheche Milan Horacek gehörte dazu, der ist heute noch aktiv bei den Grünen. Der Verfasser kann sich gut daran erinnern, denn er war bei diesem Treffen dabei und schrieb darüber den Artikel „Brauchen wir eine vierte Partei“. Von grün war noch gar nicht die Rede. Das sollte sich bald ändern. Es gab noch andere Ansätze und andere Gruppen. Sie kamen gewissermaßen aus der Tiefe des irrationalen Raumes, wenn man so will direkt aus der NS-Zeit, die auch einen, heute wenig beachteten Heilpraktiker- und Müsli-Flügel hatte, Nichtrauchen als Krebsvorbeugung, vegetarisches Essen und eine natürliche Lebensweise verkündete. Wanderprediger an den Oberschulen behaupteten, daß man jeden Bissen 32 mal kauen müßte und ein gekochtes Ei der „Tod im Topf“ sei und man den deutschen Wald schützen und die Heide und die unberührte Welt des Hochgebirges schützen müßte. Man warb für vegetarische Ernährung und Alkoholabstinenz („der Führer ist Vegetarier!“) und sollte topfit sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl, abgehärtet durch kalte Duschbäder und tägliches Turnen. Das alles hatte es schon lange vor der NS-Zeit gegeben, und dazu gehörte auch eine gewisse Industriefeindlichkeit, oder besser gesagt Sorge um die Folgen der Industrialisierung und Luftverschmutzung, und deshalb wollte man heraus „aus grauer Städte Mauern“ und an die frische Luft, und die Morgenfrühe, das war unsere Zeit, wie es in unzähligen Liedern der Jugendbewegung hieß. Auch ein gewisser Anti-Amerikanismus gehörte immer dazu, weil man in den USA den Ursprung und Gipfel aller Zivilisations-Schäden sah. In der Tradition solcher, naturfrommen und antibürgerlichen Denkweisen bildeten sich um 1970 herum zwei zunächst ganz unterschiedliche Gruppen: Ein Diskussionskreis um die Teestube in Wennigstedt auf Sylt, die das Wattenmeer und die Dünen der Insel schützen wollte, und eine Bewegung von Weinbauern in Whyl, die sich gegen den Bau eines Kernkraftwerkes auf der anderen Seite des Rheins richtete. Diese Gruppen wurden Keimzellen einer Partei, die anders sein wollte als die anderen, auch anders als die 68er. 1976 formierten sich die neuen Rebellen. Rudi Dutschke war von der ersten, vorzüglich organisierten Demonstration von 40 000 Atomkraftgegnern gegen den geplanten Reaktor von Brokdorf im Februar 1977 so fasziniert, daß er seine ehemaligen Genossen seitdem aufrief, massenhaft zu den „Grünen“ zu gehen. Der Ruf wurde aufgenommen. Als die neue Bewegung sich, als „grüne“ und „bunte Liste“am 4. Juni 1978 in Hamburg und Niedersachsen erstmals zur Wahl stellte, strömten die Mitglieder der kommunistischen Splitterparteien, die sich nach 1969 etabliert hatten, die sogenannten K-Gruppen, gezielt in die neue Partei. K-Gruppen nannte man die Splittergrüppchen, die sich nach dem Ende der 68er gebildeten hatten – KPD / AO, Ml, KBW, KB und RK – es lohnt nicht, sie alle auszubuchstabieren – einige beriefen sich auf Mao, andere auf Trotzki oder Tito, wieder andere auf den albanischen Diktator Enver Hodscha und manche sogar auf Stalin. Sie alle bekämpften sich erbittert untereinander und befanden sich bereits in der Auflösung, als die Grünen begannen, sich zu organisieren. Nun strömten sie in die neue Partei, die sich über so viele neue Mitglieder freute, und eroberten nach kurzer Zeit alle Spitzenpositionen. Aus den lockeren Zellen des RK (=Revolutionärer Kampf) kamen zum Beispiel Joseph Fischer und Antje Vollmer, die meisten kamen, wie Trittin, vom KB (= Kommunistischer Bund).

Und heute? Was ist mit den Grünen, die als Mini-Partei von bestenfalls acht Prozent der rot-grünen Regierung und den übrigen 92 Prozent der deutschen Wähler ihren Willen aufgezwungen haben? Was ist mit ihren unsäglichen und nutzlosen Straßenblockaden, zu denen Prominente für jeweils drei Stunden anreisten, ihrem vielbelachten Kampf für Goldhamster und nie erblickte Vogelarten, ihren Kröten-Wanderwegen und Frauenbeauftragten, ihrem in der ganzen Welt belächelten Flaschenpfand, ihren Umwelt und Natur verschandelnden Windrotoren und so vielem anderen, mit ernsthafter Miene vorgebrachten und durchgesetzten Unsinnigkeiten? Wo sind sie geblieben? Gibt es sie noch? Haben sie sich aufgelöst wie die Butter an der Sonne oder wie der Zucker im Tee? Leider nicht. Es kann die Spur von ihren Erdentagen nicht in Äonen untergehen. Frechheit siegt. Dummheit bleibt.

Die Grünen schrumpfen auf Null, doch überall im Land erinnern Windräder an ihre Ära

Man reibt sich die Augen. Die Grünen gibt es noch. Fischer ist erst mal abgetaucht wie Napoleon, vielleicht kommt er eines Tages zurück von Elba, fürchten seine innerparteilichen Gegner, und die Grünen melden sich, wegen der Wahl in Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg so oft als möglich zu Wort und werden im Fernsehen, disproportional zu ihrer Bedeutung, ausführlich gezeigt. Mal mit der markant kantigen, nunmehr erklärten Joschka-Feindin Künast, deren Wichtigkeit, seit das Ministeramt weg ist, auf Normalmaß schrumpft. Das heißt auf Null. Auf jemand, den man auf der Straße sieht und gleich wieder vergißt. Ebenso wie den scheinbar gemütlichen Bütikofer und dann noch die großäugige Ex-Kabarettfrau Roth, bekannt durch ihr wallendes Gewand in Bayreuth und wodurch sonst? Wen gibt es noch? Außer Stroebele, aber der ist einem eigentlich mehr als Baader/Meinhof-Anwalt in Erinnerung und dadurch, daß er immer gegen alle Kompromisse kämpfte, ob es die Beteiligung am Balkankrieg war oder der Einsatz deutscher Kriegsschiffe am Kap. Aber immer nur so, daß er in der Minderheit blieb, die Regierungsbeteiligung der Grünen nicht zu Fall brachte, er nicht. Aber er sah immer so aus, als ob. Wen gibt es noch? Da stockt man schon: Kühn, Kuhn? Vorbei, verweht, vergessen, der Traum von der Macht der acht Prozent plus, dem Schwanz, der mit dem Hund wackelt.

Und doch. Ich wollte, daß Ihr nicht schon triumphiert. Die Geschichte wird sie vergessen, aber die Folgen von ihren sieben Jahren Regierungsbeteiligung sind nicht so leicht rückgängig zu machen. Fest gemauert stehen die Betonungetüme ihrer Windrotoren und fest die Aktien ihrer Betreibergesellschaften, der von uns allen zwangssubventionierten „Umweltindustrie“, der Anlagen in denen die Wind-Mühlen serienweise hergestellt werden, die hoch subventionierten Biogasanlagen, die Solarfelder für das sonnenarme Deutschland. Möge es ihnen ergehen wie dem Palast der Republik, der nun endlich zum Palast der Winde wird, von dem nun bleiben wird, der durch ihn hindurchgeht, der Wind. Es gibt viel „zurückzubauen“ in Deutschland.

Aber die „nachhaltigste“ Bremse jeder wirtschaftlichen Entwicklung, die nur in Deutschland beschlossene freiwillige Zerstörung der modernen, in der ganzen Welt geschätzten deutschen Kernkraftwerke, wird uns verfolgen, bis es keine Grünen mehr geben wird. Warum eigentlich diese Zerstörungswut? Geht es ernsthaft um Tschernobyl? Warum dann schalten die Russen oder gar die Ukrainer nicht ihre alten Schrottreaktoren ab, sondern ersetzen sie nur langsam und zögerlich durch sichere Kerntechnik? Warum schalten weder Chinesen oder Amerikaner, Franzosen, Tschechen oder die Italiener ihre Reaktoren ab? Warum so ein ganz und gar „singulärer“ deutscher Sonderweg? Sollte das auch noch eine Buße für Auschwitz sein?

Warum, liebe Nicht-Nazis unter den Grünen, verpesten wir weiter die Umwelt, tragen zur Erderwärmung bei, zum Ozonloch, zum Polkappenschmelzen und ersetzen unsere sauberen Kernkraftwerke durch Kohlendioxyd erzeugende Kohle- oder noch schlimmer – Braunkohlekraftwerke? Die Grünen in Nordrhein-Westfalen waren bekanntlich angetreten, um die, ganze Dörfer niedermachenden Großbagger zu verhindern, nahmen dann aber lieber die neuen Braunkohlen-Anlagen in Kauf als den Verlust ihres gewohnten Dienstmercedes und der 1 000 festangestellten Frauenbeauftragten. Umsonst fielen sie um, die lukrativen Posten sind weg und der Tagebau Garzweiler II wächst und wächst und die Erde – wird noch wärmer. Ergänzt wird die Energieversorgung – auch das hat politische Gründe und ist nicht nur in der Sauna von Moskau ausgekungelt worden – durch den hochgefährlichen, geradezu abenteuerlichen Deal mit einer Art Staatsmafia, der „Gasprom“, die gerade gezeigt hat, wie man mit Leuten umgeht, die vom russischen Gas abhängig sind, eben wie die Mafia.

Was bleibt uns denn für ein Druckmittel, wenn Putin oder ein verrückter Nachfolger den Gashahn zudreht? Beschwerde an die Menschenrechtskommission. Unsere Menschen frieren? Da lachen ja die Puppen in der Puppe.

Angela Merkel hat eines von Kohl glänzend gelernt: Alles aussitzen. Immer schön ruhig bleiben. Deswegen überläßt sie das Thema Atomenergie ihrem Wirtschaftsminister Glos und Wulff. Glos sagte letzte Woche vor fast 1 000 Managern aus der Energiebranche, zu einem ausgewogenen Energiemix gehöre auch die Kernenergie. Längere Laufzeiten würden die Versorgungssicherheit erhöhen. Besonders weil sich gerade gezeigt habe, daß Rußland die Gaslieferungen, wie in der Ukraine, von einem Tag auf den anderen stoppen könne, auch aus politischen Gründen. Die Manager wenigstens haben Glos gut verstanden. Die SPD-Seite natürlich nicht. Umweltminister Gabriel (SPD) beharrte darauf, der Atomausstieg sei unverhandelbar.

Das sagt sich so leicht. Kommt Zeit, kommt Rat, sagt sich möglicherweise, hoffentlich, die Kanzlerin. Erst 2021 soll das letzte Atomkraftwerk vom Netz gehen. Bis dahin wird noch viermal gewählt. Ob es dann noch einen Putin gibt und irgendein Russe uns den Gashahn zudreht oder nicht, ist nicht sicher. Die in den letzten Jahren gebauten Atomkraftwerke sind sicher. Sogar bombensicher.

Kernfusion – Eine Streichholzschachtel voll Materie ergibt die Energie für ein ganzes Land

Was spricht dagegen, sie weiter arbeiten zu lassen?

Die Entsorgung? Die wäre doch längst geregelt, wenn die strickende und Hanfplätzchen backende Basis in Gorleben nicht jedesmal Rabatz gemacht hätte und leider auch die bayrische Staatsregierung aus mehr Angst als Vaterlandsliebe ihr gut geeignetes Endlager freiwillig aufgegeben, beziehungsweise dessen Erschließung eingestellt hätte, vielleicht, weil sie das Millionen kostende Wegtragen der Blockierer lieber den Niedersachsen überlassen wollte.

Ich plädiere also ganz im Sinne von Bundeswirtschaftsminister Glos für die Beibehaltung und den Ausbau der Atomenergie und gegen all diese Visionen von Sonne, Wind und Jauche und Raps und Schnaps. Und während ich das niederschreibe, haut mir der Präsident der USA einen Knüppel zwischen die Beine. Indem er, für alle Freunde und Feinde überraschend, den Persern und der ganzen Golfregion mit Bio-Diesel droht! Ethanol, also praktisch Schnaps, als Autotreibstoff für Amerikas Autofahrer. Aus Weizen, Mais, Holz, notfalls sogar aus Präriegras (!) für billigen Sprit. Ihr könnt mich mal, ist die Botschaft des US-amerikanischen Präsidenten an die Ölproduzenten in Nahost. Unsere Autos können auch Bio-Diesel tanken. Ganz ernst ist es sicher nicht gemeint, aber die USA, das weiß man vom Irakkrieg, wenn die sich einmal was vornehmen, mähen auch noch das letzte Hälmchen Präriegras ab und schütten es in die Silos, God bless America.

Der US-amerikanische Präsident setzt jetzt auf Bio-Diesel. Ethanol soll von den Golfstaaten unabhängig machen. Eine Schnapsidee?

Bio-Diesel gibt es tatsächlich. Es gibt zuviel Mais in den USA. Ihn in die Armutsländer der Welt zu schicken, wo 50 Prozent der Erdbevölkerung leben und Millionen verhungern, dafür ist kein Transportraum verfügbar. Selbst wenn die Farmer den Mais verschenken würden. Wer soll das bezahlen. Also schüttet man den Mais in die Ethanol-Silos. Bei Gott ist nichts unmöglich. Das mit dem Präriegras ist mehr eine poetische Ausschmückung der Vision von der nachwachsenden Energie. Die Bush-Gegner im Kongreß und in den Medien sind baff.

Nachwachsende Energie aber ist eine Behauptung, keine Vision.

Also kein Blut mehr für Öl? Bush für die Grünen? Eine Schnapsidee? Oder bereits Wahlkampf? Sind denn alle durchgedreht?

Holocaust-Relativierer Mahmud Ahmadinedschad will, obwohl er genug Öl hat, Atomkraftwerke bauen, „Tausende von Maschinen in Gang setzen und tonnenweise angereichertes Material herstellen“, also schließlich auch Atombomben bauen könnte, was tun wir dann? Schießen wir mit Bio-Fusel zurück. Wo fängt die Satire an und wo hört sie auf?

Bush und Trittin Arm in Arm? Das wäre ja in erster Linie Trittins Problem, nicht Bushs. Der weiß gar nicht, wer Trittin ist. Macht ja nichts, es kennt ihn ja auch sonst niemand. Allerdings wissen die meisten Amerikaner auch nicht, wo Danzig liegt und welche Sprache seine Bewohner 800 Jahre sprachen. Bestenfalls wissen sie, daß Dichter Günter Grass aus Polen kommt. Europa ist klein, von Amerika aus gesehen.

Am Ende hab ich begriffen, daß Bush nicht uns auf den Arm nehmen will, sondern den Kongreß. Es sind bald Wahlen in den USA. Und 40 Prozent des Energiebedarfs der USA wird zur Zeit durch Kernkraftwerke gedeckt. Der Rest mit Kohle, Wasserkraft und Öl. Doch der gesamte Energiebedarf der USA, ja der Welt kann eines Tages durch die Kernfusion gedeckt werden. Kernfusion, nicht Kernspaltung. Ein Vorgang, der bei der Erprobung der Wasserstoffbombe bereits 1950 in Gang gesetzt wurde. Doch die friedliche Nutzung der Energie, die unsere Sonne zum Leuchten bringt, hinkt hinter der militärischen her. Energie = Masse, so lehrt uns die Physik. Eine Streichholzschachtel voll Materie ergibt die Energie für ein ganzes Land, das haben wir alle in der Schule gelernt. Jetzt wird der erste Fusionsreaktor in Frankreich gebaut, „ITER“. Der Internationale Thermonukleare Experimental-Reaktor:

Energie, sicher und unerschöpflich. Das ist die Vision der Fusionsforscher. In riesigen, reifenförmigen Reaktoren wollen sie das nachvollziehen, was im Inneren der Sonne passiert: Wasserstoff wird dort zu Helium verschmolzen, wobei eine unvorstellbare Menge Energie frei wird. Ein Kilogramm Wasserstoff, das zu Helium wird, liefert so viel Energie, als würde man 10 000 Tonnen Steinkohle verheizen. Die Technik ist teuer. Deshalb haben sich die Industrienationen der Welt zusammengefunden, um das milliardenschwere Projekt zu finanzieren. Ein Konzept entwickelte schon der russische Physiker und Bürgerrechtler Andrej Sacharow. 1991 gelang es englischen Forschern in Culham, die Fusion kontrolliert ablaufen zu lassen.

Seitdem wurde ITER geplant. Im Juni 2005 fiel die Entscheidung. Die Anlage wird im südfranzösischen Ort Cadarache stehen. „ITER“ soll die Kernfusion als künftige Energiequelle erschließen. Eine Energiequelle, die sicher sein wird, unerschöpflich und umweltfreundlich. Sie ist rückstandsfrei. Sie wird keine Treibhausgase ausstoßen, weil es keine Verbrennung gibt, sondern eine Fusion von Atomen. Ein Prozeß, der unerschöpfliche Mengen von Energie freigibt.

Die an „ITER“ beteiligten Länder repräsentieren zwei Drittel der Weltbevölkerung. Außer der USA. Sie haben sich zusammengetan, um das globale Problem des Klimawandels anzugehen.

Das Sonnenfeuer auf die Erde holen. Das heißt, von der Sonne lernen. Aber richtig.

Das Fähnlein der preußischen Aufrechten

Neujahrsempfang der Preußischen Gesellschaft Berlin-Brandenburg im Hilton am Gendarmenmarkt

Preußens Glanz und Gloria – was man sich darunter vorzustellen hat, konnten die Teilnehmer des Neujahrsempfangs der Preußischen Gesellschaft Berlin-Brandenburg nachempfunden. Über 1 000 Gäste hatten sich in der Belle Etage des Hilton Berlin am Gendarmenmarkt eingefunden, zum Meinungs- und Gedankenaustausch, um alte Freunde und Bekannte wiederzutreffen oder neue kennenzulernen, um sich zu vergewissern, daß preußischer Geist und die rechten Lehren aus der Geschichte Preußens auch zur Lösung der heute brennenden Probleme einiges beitragen könnten.

Im Mittelpunkt der glanzvollen Veranstaltung stand die Rede des Vorsitzenden der Preußischen Gesellschaft, Volker Tschapke. Auf geistvolle Weise verstand er es, einen weiten Bogen von den preußischen Reformern zu den heute überfälligen Reformen zu schlagen. Unter anderem führte er aus:

Vor zehn Jahren gründete ein Fähnlein von einem knappen Dutzend Aufrechten die Preußische Gesellschaft Berlin-Brandenburg. Sie wollten Deutschland etwas Gutes wiedergeben: die bleibende preußische Idee. Sie hatten erkannt, was Deutschland an allen Ecken und Enden fehlt: Vaterlandsliebe, Selbstlosigkeit, Toleranz, Schlichtheit, Sparsamkeit, Gerechtigkeit, Treue, Geradlinigkeit, Pflichtbewußtsein, Unbestechlichkeit und Stolz vor Königsthronen, was manche als Zivilcourage bezeichnen. Nicht zu vergessen die sogenannten preußischen Sekundärtugenden wie Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Sauberkeit.

Zu denken gab dem Fähnlein der preußischen Aufrechten, wie bitter Kardinal Lehmann ein bekanntes Wort des Urpreußen Bismarck der gänzlich veränderten Situation in Deutschland anpassen mußte. Der Reichsgründer hatte im Februar 1888 vor dem Reichstag erklärt: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt.“ Kardinal Lehmann korrigierte zeitgemäß: „Heutzutage fürchten die Deutschen alles – nur nicht mehr Gott.“

Schließlich sagte sich das preußische Fähnlein: Uns rufen Staatsreformer Carl August von Hardenberg und Dichter Heinrich Heine gleichermaßen mit ihren Feststellungen zum Positionieren und zum Handeln auf. Hardenberg nannte als leitendes Prinzip und Ziel „eine Revolution im guten Sinn, gerade hinführend zu dem großen Zwecke der Veredelung der Menschheit, durch Weisheit der Regierung und nicht durch gewaltsame Impulsion von innen oder außen”. Heine befand: „Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft nichts.“

Diese und weitere Gedanken, Maximen und Reflektionen bildeten für das preußische Fähnlein den geistigen Grundstock, 1996 im heutigen Palais am Festungsgraben und einstigen Wohnhaus des preußischen Reformpolitikers Freiherr vom und zum Stein die Preußische Gesellschaft Berlin-Brandenburg zu gründen. Im nun zehnten Jahr wirken wir gemäß unserer Satzung und unserer Programmatik daran, Deutschland von innen heraus zu erneuern. „Vorwärts“, heißt die Parole, „wir müssen zurück.“ Zurück zu preußischen Wertvorstellungen, Tugenden und Idealen. Sie brachten vor 200 Jahren das am Boden liegende Land an die europäische Spitze. Das scheinbare Wunder könnte sich wiederholen.

Wir beschäftigen uns zwar intensiv mit der Historie, vor allem mit der preußischen, sind aber dennoch kein Geschichtsverein. Damit will ich sagen, daß uns tief im Hier und Heute verwurzelte Preußen-Freunde nicht gleichgültig läßt, was um uns herum geschieht: in der Politik wie in der Wirtschaft, in der Kultur wie in der Wissenschaft, in der Gesellschaft wie im Individuellen. Wir beziehen Stellung, wir mischen uns ein, wir agieren und reagieren. Kurz: Wir legen die preußische Meßlatte an. Das wird von uns erwartet. Dringlich, weil wir kein Blatt vor dem Mund nehmen und uns den Stolz vor Königsthronen bewahrt haben.

Ich erinnere nur an unseren republikweit diskutierten Vorschlag, die Große Hamburger Straße zur zentralen Gedächtnisstätte für die ermordeten Juden umzugestalten. Der authentische Ort hätte Steuerzahlern eine Menge Geld und dem Land viel Kritik erspart. Leider ward uns kein Erfolg beschieden. So müssen wir uns mit jetzt schon zerbröselnden Betonquadern arrangieren, die bald auch von edel aussehenden Marktbuden gesäumt werden.



Preußen unter sich: Volker Tschapke, Präsident der Preußischen Gesellschaft Berlin-Brandenburg, bei seiner Festrede auf dem Neujahrsempfang.

Jüngst wandten wir uns mit einem offenen Brief an den Regierenden Bürgermeister, den elenden Stadtbeschmierern endlich das üble Handwerk zu legen. Die tägliche Sprayer-Barbarei hatte das Denkmal Friedrichs des Großen und damit uns mitten ins Herz getroffen. Eine Antwort aus dem Roten Rathaus läßt auf sich warten.

Wir stehen dafür, die Schinkelsche Bauakademie wieder aufzubauen und den Großen Kurfürsten aus seinem Asyl in Charlottenburg zurück in die Schloßnähe zu holen. Wir wollen, daß die steingewordenen Generäle der Befreiungskriege ihren angestammten Platz vor der Schinkelschen Neuen Wache zurückerhalten.

Und wir wünschen das Stadtschloß zurück, damit eine schmerzliche Lücke endlich geschlossen wird. Unser Stolz vor Königsthronen verbietet uns jedoch in diesem Zusammenhang, zu einer Ungeheuerlichkeit zu schweigen. Worum es geht?

Stellen Sie sich vor, jemand käme auf die wahnwitzige Idee, alle Bismarck-Denkmäler zu schleifen. Bei dem einen, weil der Stadtpark verändert werden soll, bei dem anderen, weil es einem Supermarkt im Wege steht, beim nächsten, weil es irgendwelchen Superklugen so gefällt. Hinweg also mit dem Gedenken an die erste deutsche Einheit.

Das können Sie sich nicht vorstellen? Ich auch nicht. Deshalb kann und will ich nicht damit leben, daß mit dem Volkskammersaal im Palast der Republik die authentische Stätte der zweiten deutschen Einheit geschleift werden soll. Viele Jahre sind vor allem künstliche Argumente für den Abriß des intakten Palastes geboren und verbreitet worden. Viele Jahre also war Zeit, über den Verbleib des Volkskammersaales als authentisches Einheits-Denkmal nachzudenken und dazu konkrete Beschlüsse zu fassen. Beispielsweise, den Saal in das künftige Schloß zu integrieren.

Mir will nicht in den Sinn, daß eine alte Kanzler-Strickjacke als Symbol der zweiten deutschen Einheit sorgfältig aufbewahrt wird und der Ort der historischen Abstimmung in der Nacht vom 22. zum 23. August 1990 vernichtet werden soll.

Ich wende mich an unsere Bundeskanzlerin und Schloß-Befürworterin Dr. Angela Merkel, diesem historischen Frevel Einhalt zu gebieten und eine bindende Entscheidung über den authentischen Ort der zweiten deutschen Einheit zu fassen respektive fassen zu lassen. Frau Merkel hatte als stellvertretende Regierungssprecherin in diesem Volkskammersaal ihre ersten politischen Meriten erworben. Sie weiß also, daß hier die Einheits-Entscheidung getroffen wurde, nicht irgendwo anders ...

Zurück zur aktuellen Föderalismus-Diskussion. Der Artikel 29 bietet dem freien und souveränen deutschen Volk die Möglichkeit, in freier Abstimmung Deutschland nach eigenen Vorstellungen neu zu gliedern. Fest und unbeirrbar zu den Aussagen des Grundgesetzes stehend, rege ich an, von diesem verfassungsmäßig verbrieften Recht endlich Gebrauch zu machen.

Ich will preußisch klar meinen Vorschlag zur Neugliederung Deutschlands ansprechen. Wie überall in deutschen Landen aus zunehmender Vernunft und zunehmender Not geborene Gemeinde-Verbände entstehen, in der jede Gemeinde ihre Identität behält, sollten die deutschen Länder in ihren Grenzen und mit ihrem Namen weiter bestehen bleiben, doch sich in maximal drei Bereichen zum effektiveren und kostengünstigeren Regieren und Verwalten zusammenschließen. Ich denke in horizontaler Gliederung an einen norddeutschen, einen mitteldeutschen und einen süddeutschen Bereich. In historischer Anlehnung könnten sie sich Norddeutscher, Mitteldeutscher und Süddeutscher Bund oder aber Norddeutschland, Mitteldeutschland und Süddeutschland nennen.

Jeder von uns weiß, daß die Zersplitterung Deutschlands dem Land zum Schaden und den internationalen Konkurrenten zum Vorteil gereicht. Sie mutet im Zeitalter der Globalisierung geradezu hinterwäldlerisch an. Kleingeistiges Denken gebiert nichts Großes. Das gilt für alle Bereiche unserer Gesellschaft – für die Wirtschaft ebenso wie für die Bildung, für die Wissenschaft wie für die Kultur. Deutschland ist mittlerweile hoffnungslos überfrachtet mit reglementierenden, selbstherrlichen und steuergeldverschlingenden Behörden, Verwaltungen und Verhinderungseinrichtungen.

Die Vorteile der von mir vorgeschlagenen Neugliederung brauche ich nicht aufzuzählen – sie sind Legion. Einen möchte ich erwähnen: Die einzelnen Bundesländer wären gezwungen, über ihren Länder-Tellerrand hinauszuschauen und ihren zwar verständlichen, doch oft hinderlichen Länderegoismus zugunsten einer größeren Gemeinschaft zu reduzieren. Die Neugliederung zöge naturgemäß eine Neuverteilung der Aufgaben von Bund und Ländern mit sich und führte zur dringend gebotenen Modernisierung der bundesstaatlichen Ordnung. Meine Überzeugung ist, daß wir mit der horizontalen Gliederung zugleich das zerstörerische Ost-West-Auseinanderdriften überwinden, der Einheit des Vaterlandes dienen und die nationale Identität stärken.

Ohne Nationalgefühl wird Deutschland in der Globalisierung nicht bestehen können, davon bin ich felsenfest überzeugt. In dieser Auffassung bestärkt mich Immanuel Kant, der da sagte: „Kein größerer Schaden kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheiten ihres Geistes und ihre Sprache nimmt.“

Ein toleranter Preuße wie ich kann sich selbstredend auch über einen Sachsen freuen, der aus dem Sauerland stammt. Vorausgesetzt, von ihm kommt Bedenkenswertes. Das kam von Professor Georg Milbradt. Man kann von dem sächsischen Ministerpräsidenten manches sagen, doch von Finanzen versteht er was. Das belegt eindrucksvoll seine ehrenvolle Auszeichnung „Eiserner Steuergroschen“ vom Bund der Steuerzahler. Jüngst beklagte er, daß sich die offizielle Staatsverschuldung in Deutschland zielstrebig der Marke von 1,5 Billionen Euro nähert. Dieser alarmierenden Entwicklung könne nur durch ein im Grundgesetz verankertes konsequentes Verschuldungsverbot Einhalt geboten werden.

Bravo! Des sauerländischen Sachsen Meinung ist des Preußen Meinung. Schluß mit der Schuldenmacherei! Der Staat hat mit dem auszukommen, was schuldenfrei in die Kassen klimpert. Schluß mit der abenteuerlichen – um nicht zu sagen unseriösen – Methode, auf der Basis mehr oder minder fragwürdiger Prognosen von Wirtschaftsweisen Haushaltspläne aufzustellen! Sie entpuppen sich regelmäßig als Wolkenkuckucksheime, weil die Wirtschaftsprozesse nicht wie die Weisen wollen. Fatal die Folge: Da die Haushaltspläne mit ihren festgezurrten Vorhaben zum Gesetz erhoben werden, müssen ausbleibende Einnahmen durch Kreditaufnahmen ausgeglichen werden. Denken Sie beispielsweise an das Maut-Desaster. Die auf Heller, Pfennig und Cent ausgerechneten Einnahmen wurden verplant. Als sie ausblieben, weil die Chose nicht funktionierte, mußten Kredite her. Das nenne ich wahnwitzig.

Selbstverständlich bin ich nicht so weltfremd zu glauben, eine Änderung dieses Luftnummern-Prinzips verbunden mit dem Verschuldungsverbot ließe sich von heute auf morgen erreichen. Den Zeitraum einer Legislaturperiode muß man dafür ansetzen. Aber welcher Rittersmann oder Knapp wagt den Schritt zurück zur Normalität? Die Rittersfrau und ihre Knappen jedenfalls nicht. Sie legen 41 Milliarden auf unser aller Schuldenberg drauf. Unbarmherzig tickt die Schuldenuhr: 1714 Euro kommen pro Sekunde hinzu. Die neuen 41 Milliarden noch nicht berücksichtigt.

Ins Stammbuch der Regierung will ich schreiben, was Friedrich der Große seiner Verwaltungsbehörde für Finanzen und Inneres mitteilte: „Dem Generaldirektorium wird hierdurch aufgegeben, auf eine bessere Ökonomie zu sehen und das Geld nicht so wegzuschmeißen, sondern so zu gebrauchen, wo es besser angewandt ist, zur Erhaltung der Untertanen ...“ An anderer Stelle sagte der Staatslenker: „Infolgedessen leben wir nicht auf Vorschuß, sondern legen jedes Jahr zurück.“ *H.J.M.*





Uniformen – gern gesehen: Neben dem Alt-Berliner Polizisten mit historischem Tschako sah man unter den Gästen auch zahlreiche aktive Offiziere der Bundeswehr und anderer Armeen aus aller Welt

Fotos (3): privat

»Funken aus der Asche eines Toten«

Vor 225 Jahren starb der Gelehrte und Dichter Gotthold Ephraim Lessing

Von SILKE OSMAN

Der große Denker aus dem ostpreußischen Mohrungen, Johann Gottfried Herder (1744–1803), nannte eine Auswahl von Zitaten, die er ein Jahrzehnt nach Lessings Tod zusammengestellt hat, „Funken aus der Asche eines Toten“. Zu finden ist diese kleine Sammlung mit dem poetischen Titel im 111. „Briefe zur Beförderung der Humanität“. Auch zu Beginn des 112. Briefes sprach Herder von den „Spuren eines unsterblichen Geistes“ und deutete sie als „Funken“, die zu „einer herrlichen Flamme an Glanz und Farbe“ werden können. Auch heute noch, 225 Jahre nach dem Tod des Dichters und Denkers Gotthold Ephraim Lessing, leuchtet die Lebensleistung dieses Mannes in der Kulturgeschichte des Abendlandes hell auf. Wer war dieser Dichter, den Theaterfreunde noch heute verehren, dem Schüler vieler Generationen im Unterricht begegneten?

Der junge Lessing zog Zerstreuungen der Arbeit vor

Am 22. Januar 1729 im sächsischen Kamenz als Sohn eines Pfarrers geboren, besuchte er die Fürstenschule St. Afra in Meißen, um später in Leipzig Theologie und Medizin zu studieren. Wie viele seiner Altersgenossen fühlte der junge Lessing sich jedoch eher zu den Zerstreuungen denn zu ernsthafter Arbeit hingezogen. Bald schon wandte er sich den schönen Künsten zu, veröffentlichte erste Gedichte und Rezensionen in Berliner Zeitschriften. Sein Weg war vorgezeichnet, als er der Schauspielertruppe um Friederike Caroline Neuber begegnete und 1748 sein Schauspiel „Der junge Gelehrte“ aufgeführt wurde. Ironie des Schicksals: Die Neuberin arbeitete eng zusammen mit dem Literaturpapst jener Zeit, mit dem Königsberger Johann Christoph Gottsched (1700–1766), der einmal ein erbitterter Gegner Lessings werden sollte.

Nach dem finanziellen Zusammenbruch der Neuberschen Truppe ging Lessing nach Wittenberg und schließlich nach Berlin, wo er sich als Journalist, Kritiker und Poet durchs Leben schlug. In Berlin lernte er Voltaire kennen, mit dem er sich allerdings bald heftig wieder entzweite – ein Umstand, der Friedrich den Großen nicht gerade für Lessing einnehmen sollte.



Gotthold Ephraim Lessing: Mit seinen Werken erlangte er Weltgeltung.

Foto: Archiv

Nach einem Jahr verließ Lessing Berlin wieder und ging erneut nach Wittenberg, wo er den Magistertitel erwarb. Doch nicht lange hielt es den unruhigen Geist dort. Erneut in Berlin, freundete er sich mit dem Philosophen Moses Mendelssohn und dem Buchhändler Friedrich Nicolai an; gemeinsam gab man die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ heraus. Auch die Freundschaft zu Ewald von Kleist entwickelte sich fruchtbar.

Lessing war erst 26 Jahre alt, als er eine sechsbändige Gesamtausgabe seiner Schriften veröffentlichte, im selben Jahr, 1755, wurde seine „Miß Sara Sampson“, das erste „bürgerliche Trauerspiel“, in Frankfurt / Oder aufgeführt. Wie andere Dichter seiner Zeit wollte auch Lessing sich auf Reisen begeben, um seinen Horizont zu erweitern, Neues kennenzulernen.

Eine geplante Reise durch Europa mußte er allerdings absagen – die Zeiten waren zu unsicher, schließlich herrschte Krieg zwischen Preußen und Österreich. Lessing ging zunächst nach Leipzig, dann jedoch wieder nach Berlin. Allerdings nur für eine kurze Zeit, da er sich entschlossen hatte, als Sekretär des Generals von Tauentzien nach Breslau zu gehen (1760–1765).

Nach dem Krieg fand man Lessing wieder einmal in Berlin, wo er versuchte, die Leitung der Königlichen Bibliothek zu erhalten. Diese Hoffnung scheiterte jedoch an Friedrich dem Großen und dessen Vorliebe für französische Gelehrte und Dichter. Lessing folgte schließlich 1767 einem Ruf nach Hamburg, wo er als Dramaturg am neugegründeten Nationaltheater wirken sollte. Als fruchtbarstes Ergebnis seiner Zeit in der Hansestadt wird die Hamburgische Dramaturgie betrachtet, da bereits nach Verlauf eines Jahres das Nationaltheater zum Scheitern verurteilt war.

1770 endlich nahm Gotthold Ephraim Lessing den Antrag des Erbprinzen von Braunschweig an, die Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel zu leiten. Dort heiratete Lessing 1776 Eva König, die Witwe eines Freundes. Dieses späte Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Lessings Frau Eva starb nach der Geburt seines ersten Kindes. Auch der Sohn blieb nicht am Leben.

Das späte Glück war nur von kurzer Dauer

In Wolfenbüttel schließlich entstanden die geschichtsphilosophische Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ und das wohl bekannteste Werk Lessings, „Nathan der Weise.“ Paul Fechter schrieb über den Nathan: „... Auch die Tatsache, daß das dramatische Gedicht die erste Bühnendichtung ist, die konsequent den Blankvers gebraucht, der seitdem der tragende Vers auch der deutschen Bühne geworden ist –, auch dieses Faktum hätte der Dichtung kaum den Widerhall zu geben vermocht, den sie in den Jahrhunderten ihrer Bühnenlaufbahn gefunden hat. Der ergab sich aus der menschlichen Haltung ihres Dichters, aus der aufgeklärten Humanität im schönsten Sinn, die in dem Drama lebt und sein wesentlicher Kern, seine Grundtendenz zu sein scheint.“

»... der aufgeklärten Humanität im schönsten Sinn ...«

Am 15. Februar 1781 starb Lessing bei einem Besuch in Braunschweig. Auf dem Friedhof der Magni-Gemeinde fand er seine letzte Ruhestätte. Er hinterließ der Nachwelt eine stattliche Reihe von Schriften, dramatische, kunstkritische und religionskritische. Zu entscheiden, welche Thematik den Nachwachsenden entscheidende Impulse gegeben hat, bleibt Berufeneren überlassen. Paul Fechter urteilte: „Denn das ist Gotthold Ephraim Lessings bleibendes historisches Verdienst, daß er den Mit- und Nachlebenden die Pflicht der geistigen Forderung an sich selbst und die Möglichkeit höchster Leistung von solcher Forderung aus zum Bewußtsein brachte.“

Als man 1929 den 200. Geburtstag Lessings in der Preußischen Akademie der Künste beging, hielt Max Liebermann in seiner Eigenschaft als Präsident eine Ansprache, in der er ausführte: „Goethe sagte einmal, wenn er im Kant läse, wäre es ihm, als ob er das Fenster öffnete: dasselbe und mit größerem Rechte hätte er von Lessings Werk sagen dürfen. Doch wie wenige, außer den Fachgelehrten, beschäftigen sich noch mit dem Laokoon, der Hamburgischen Dramaturgie oder mit seinen antiquarischen und theologischen Kampfschriften? Frische, freie Luft strömt uns aus ihnen entgegen. Zwar sind die französischen Stücke, gegen die er in der Dramaturgie zu Felde zieht, ebenso vergessen wie die Lange, die Klotz und die Pfarrer Goeze. Mögen die Ergebnisse des Laokoon von der Wissenschaft als falsch und antiquiert erkannt sein: der Geist, der diese Schriften schuf, ist unsterblich. Er war seiner Zeit so weit voraus, daß wir ihn an Freimut und Leidenschaft der Gesinnung, an Weite und Höhe der Weltanschauung bis heute nicht eingeholt haben, geschweige denn, daß wir ihn überholt hätten.“

„Kein neuerer Schriftsteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geschmacks und des feineren, gründlichen Urteils über literarische Gegenstände auf Deutschland mehr gewirkt als Lessing“, schrieb Herder im Oktober 1781 in Wielands „Teutschem Merkur“. „Was war deutscher Geschmack im Anfang dieses Jahrhunderts? ... Sowohl an Witz als in Gelehrsamkeit, an Talenten und im Ausdruck war er beinah Gottscheds Antipode. Von den Schweizern nutzte er ihre Belesenheit und ihr gründlicheres Urteil; er übertraf sie bald in beidem. Im meisten aber übertraf er sie und alle seine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen, seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit gleichsam nur hinzuwerfen wußte. Solange deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing deutsch geschrieben; und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären! Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden ...“

In seiner Totenklage fragt Herder: „Man wird sich umsehen, nach einem, der diesen leergewordenen Stuhl an der kleinen Tafelrunde der Weisen ausfüllen könnte. Wo ist nun der Denker, der helle, tiefblickende, weitumschauende philosophische Denker ... wo ist der Kenner der menschlichen Natur ... wo der Mann von Geschmack und seinem scharfen, sichern Urteil, der uns diesen Mann ersetzen könne? Und man wird sich keine Antwort geben können.“ –

Was gäbe man heute in der „modernen“ Theaterwelt für nur ein Fünkchen dieser Asche!

Neues aus dem Lessinghaus in Kamenz

Der 1729 in Kamenz geborene Pfarrerssohn Gotthold Ephraim Lessing wird heute noch zu Recht im öffentlichen Bewußtsein als ein herausragender Gelehrter und Schriftsteller des 18. Jahrhunderts geschätzt, der als beispielgebender Aufklärer europäische und weltliterarische Bedeutung erlangt hat. Auch in unserer Zeit ist das friedliche Zusammenleben von Menschen und Völkern, von Kulturen und Religionen ohne praktizierte Vernunft und Toleranz sowie aktive Humanität undenkbar. Aus dieser Sicht präsentiert das Kamenzer Lessing-Museum anläßlich des 225. Todestages des Dichters ein gegenwartsorientiertes Programm, das an die Unvergänglichkeit seiner Aufklärungsideen erinnern soll: durch Theatergastspiele, Vorträge, Lesungen und Gesprächsrunden. Im Mittelpunkt steht das letzte Lebensjahrzehnt des Dichters: Sowohl die persönliche Situation in der Zeit von 1770 bis zum Tod am 15. Februar 1781 wie auch das in diesen Jahren entstandene Spätwerk bieten so manche Assoziation zur individuellen und gesellschaftlichen Lebenswelt am Beginn des 21. Jahrhunderts.

Als Höhepunkte der Veranstaltungsfolge dürften sich wohl die drei Aufführungen von „Nathan der Weise“, die Würdigung des Dichters an seinem 225. Todestag und die gegenwartsbezogene Adaption des Einakters „Philothas“ (1759) erweisen. Der 75. Gründungstag des Lessing-Museums ist weiter Anlaß, die Einzigartigkeit und das jahrzehntelange Wirken dieser städtischen Einrichtung der Öffentlichkeit nahezubringen. Während das erste, 1908 in Berlin gegründete Lessing-Museum 1936 wegen der zeitpolitischen Umstände und finanzieller Schwierigkeiten geschlossen werden mußte, hat die am 1. Juni 1931 in Kamenz eröffnete Institution den Nationalsozialismus relativ unbeschadet überstanden. Nach der Wiedereröffnung am 14. Mai 1947 konnte sie sich schrittweise zu einem Literaturmuseum entwickeln. Seit 1990 war es dann möglich, insbesondere durch die dankenswerte Unterstützung des Bundes und des Freistaates Sachsen, die überregionale Bedeutsamkeit der Einrichtung erheblich zu steigern. Bei einem Autor wie Lessing bildet die Museumspädagogik den Schwerpunkt der Öffentlichkeitsarbeit: Vorträge, Seminare und die Stadtführung „Auf Lessings Spuren“ sind zur Vertiefung des Ausstellungsbesuches von besonderer Bedeutung, vor allem für Gruppen.

Darüber hinaus wird alljährlich der traditionsreiche Schüler-Schreibwettbewerb gestaltet. Die Auszeichnung der Arbeiten eröffnet am 3. März das Jubiläumsprogramm. Danach folgt bis zum 1. Juni, dem Tag der Museumsgründung, ein abwechslungsreiches kulturelles und künstlerisches Angebot. Am Museum wirkt eine von Bund und Land geförderte „Arbeitsstelle für Lessing-Rezeption“, die mit Forschungen, Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen zur wissenschaftlichen und populären Verbreitung des Gedankengutes der Aufklärung im In- und Ausland beiträgt, beispielsweise im Gedenkjahr mit einer Wanderausstellung. *df*

Zu den Höhepunkten der 45. Kamenzer Lessing-Tage zählt zweifellos die Wiedereröffnung des Lessing-Museums am 15. Februar um 18 Uhr, eine Stunde zuvor findet eine Lesung im Röhrmeisterhaus statt: „Über Lessings Grab“. Eine Festveranstaltung im Stadttheater rundet ab 19.30 Uhr den Tag ab. Weitere Veranstaltungen: Präsentation des zweiten Begleitbuches zur Dauerausstellung des Lessing-Museums, 24. Februar, 19.30 Uhr, Röhrmeisterhaus; „Brandaktuell. Lessing in den Fängen des Regietheaters“, Vortrag, 25. Februar, 16.30 Uhr, Röhrmeisterhaus; „fi'lo:tas nach ‚Philotas' von Gotthold Ephraim Lessing“, Theatergastspiel, 25. Februar, 19.30 Uhr, Stadttheater; „Lessing in den USA“, Rundtischgespräch, 26. Februar, 10 Uhr, Lessing-Museum. Das Stadttheater zeigt am 17. März, 19.30 Uhr, „Alle deutschen Dramen an einem Abend“, ein Klassikerprogramm. Am 28. April wird die Sonderausstellung zur Museumsgeschichte in der Lessing-Gedenkstätte eröffnet (18 Uhr); am selben Tag findet im Röhrmeisterhaus eine Vortragsveranstaltung zur Baugeschichte des Lessinghauses statt (19.30 Uhr). Weitere Informationen sind auch im Internet unter www.lessingmuseum.de zu finden. Das Museum im Lessinghaus, Lessingplatz 1–3 ist nach seiner Wiedereröffnung am 15. Februar dienstags bis freitags von 9 bis 16 Uhr, am Wochenende und an Feiertagen von 13 bis 16 Uhr geöffnet, montags geschlossen.

Nicht nur der Staat leidet unter Verordnungswut

Betr.: „Politiker aller Parteien reden von Bürokratieabbau" (Nr. 2)

Sicherlich wurde und wird in unserem Heimatlande der Drang zur Regulierung aller Vorgänge des täglichen Lebens durch die Politik oft übertrieben, und die Rücknahme dieser Auswüchse bleibt eine unverzichtbare Forderung.

Wichtig ist mir aber auch der Hinweis, daß auch die Wirtschaft gefordert ist, die von ihr selbst mit hohem Aufwand seit Jahren geschaffenen Regelwerke (Zertifizierungen) auf das wirklich notwendige Maß zurückzuführen. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die im Wirtschaftsleben tätigen jungen „Theoretiker" zwanghaft getrieben von den Anforderungen des sogenannten globalen Marktes versuchen, alles, wirklich alles, das in einem Unternehmen oder im Leben überhaupt geschieht, in Verfahrensanweisungen und Verordnungen zu beschreiben und zu reglementieren. So wurde und wird neben der staatlichen „Bürokratisierung" ein weiteres, kostenintensives Hemmnis aufgebaut. Wie mir mein Hausarzt berichtete, soll diese „Wut" nun auch die Arztpraxen nicht verschonen.

Ich verbinde diesen in den meisten Bereichen blühenden Unsinn mit der Frage, ob in diesem unserem Lande falsch ausgebildet wurde und/oder noch heute falsch ausgebildet wird?

Gut ausgebildete Mitarbeiter und gut organisierte Unternehmen bedürfen jedenfalls derart komplexer Regelwerke nicht, wenn sie ihre Aufgabe in einem „funktionierendem" Wirtschaftsleben wahrnehmen wollen, anstatt sich nur mit sich selbst und den geschaffenen Regeln zu beschäftigen.

Hans-Wilhelm Schneider, Bielefeld

Wenn Berlin, dann auch Warschau

Betr.: „Polen war nicht nur Opfer" (Nr. 2)

Der Vizepräsident des polnischen Parlamentes hat sich dafür ausgesprochen, in Berlin eine polnische Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus einzurichten. Ein solches „Zentrum des polnischen Martyriums" solle an die gemeinsame Geschichte erinnern und zugleich den Weg zur deutsch-polnischen Freundschaft weisen. Für eine deutsch-polnische Freundschaft bin ich sehr, auch für die Offenlegung der gemeinsamen Geschichte, vor allem vom Ausgangspunkt Erster Weltkrieg an, denn nur so können auch fehlinformierte deutsche Bürger nachvollziehen, wie und warum es zum Zweiten Weltkrieg gekommen ist.

Auch gehört zur Freundschaft der gleichen Augenhöhe, daß wir in Warschau eine Gedenkstätte für die deutschen Vertreibungsopfer errichten, wobei es sicher angebracht wäre, auch in den annektierten deutschen Provinzen Gedenkstätten für die ermordeten Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburger und Schlesier zu erstellen. Und wir sollten auch an die vor dem 1. September 1939 von Polen Ermordeten (Bromberg) und Vertriebenen erinnern. Aber das können wir von unseren polnischen Freunden nur erwarten, wenn die Bundesregierung endlich in ihrer Hauptstadt eine würdige Gedenkstätte für alle deutschen Vertreibungsopfer angelegt hat.

Der polnische Antisemitismus – als Teil der Geschichte – geht vor allem unsere jüdischen Mitbürger an, von denen nicht wenige nach Deutschland gekommen sind, weil sie es in Polen nicht ausgehalten haben. Ich würde mich auch sehr wundern, wenn Polen heute eine solche Einwanderung von Juden wie Deutschland zu verzeichnen hätte.

Karl-Heinz Sänger, Berlin

Folge der Untaten

Betr.: „Wenn Legenden Beweise ersetzen" (Nr. 50)

Es ist wohl vergebliche Liebesmüh, von jedem deutschen Historiker zu erwarten, daß er sich seines Berufsstandes würdig erweist.

Es hat sich längst eingebürgert, von Vorverurteilungen ausgehend, die passenden und passend zu machenden Fakten zu suchen.

Und wenn man versehentlich auf an Deutschen begangene Verbrechen stößt, dann waren sie selbstverständlich die Folge deutscher Untaten. Unentschuldbare Verbrechen sind den von anhaltender Schuld Gebeugten unbekannt. Sie haben eine eigene Moral, die leider keine ist. Besonders kraß zeigt sich dieses Verhalten gegenüber Polen und Tschechien, die beide Schuld gegenüber uns Deutschen auf sich geladen haben, für die es keine Entschuldigung geben kann. Und nur ein Ignorant kann behaupten, daß Polen nicht zu den Vätern des Zweiten Weltkrieges gehört.

Warum sollen wir mit Lügen leben? Warum soll ein deutsch-polnisches Jahr nicht endlich zur Wahrheit finden, zumal doch die Heutigen beider Seiten keine Schuld auf sich geladen haben. Machen wir doch endlich reinen Tisch.

Ludwig Beck, Ahlen

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.



Foto: Princeton

Wunschuniversität vieler: Die US-amerikanische Eliteuniversität Princeton in New Jersey

Nur Kaffee und Kuchen

Betr.: „Die Bayern sind im Vorteil" (Nr. 52)

Eine überparteiliche Organisation wie die Landsmannschaft Ostpreußen, mit ihrer Zeitung *Preußische Allgemeine*, sollte eine so offene, verantwortungslose Parteinahme für die CSU vermeiden. Die Vertriebenenverbände setzten in den letzten Jahrzehnten ihre ganze Hoffnung in die beiden Unionsparteien, mit welchem Ergebnis? Halbherziger Protest gegen die Ostpolitik Brandts und 20 Jahre später Unterzeichnung des Zwei-Plus-Vier-Vertrages durch eine christlichliberale Bundesregierung, die eine Preisgabe Ostdeutschlands zur Folge hatte. Gerade die Unionsparteien ließen die Vertriebenen an der langen Leine verhungern. Kulturveranstaltungen, Kaffee und Kuchen gerne, politische Aktivitäten nur soweit, wie sie ins Konzept paßten. Das Endergebnis ist programmiert! Vor diesem Hintergrund klingt der Vorschlag des CSU-Generalsekretärs Söder, geradezu traurig, „alle Schüler sollten Text und Melodie des Deutschlandliedes lernen". Meint er damit das „Deutschland, Deutschland über alles", wie es Heinrich Hoffmann von Fallersleben in seinem Deutschlandlied verfaßte, oder die verstümmelte dritte Strophe, die Adenauer zu öffentlichen Anlässen als Nationalhymne verordnete ...?

Hans Ulrich Thiele, Bielefeld

Nichts als Geschichtsklitterung

Betr.: „Wenn Legenden Beweise ersetzen" (Nr. 50)

Wenn das „deutsch-polnische Jahr" dazu dienen soll, Deutsche und Polen näher zusammenzubringen, was zu begrüßen wäre, müssen die Ereignisse der ersten Septembertage 1939 von polnischer Seite richtig dargestellt werden.

Die vorhandene Ausstellung scheint eine reine Geschichtsklitterung zu sein, die leider in den 60 Nachkriegsjahren vielfach betrieben wurde. Damit sollte jetzt endlich Schluß sein! Ich appelliere an die Aussteller, die Ereignisse in den ersten Septembertagen 1939 endlich richtigzustellen und die Ausführungen zu diesem Thema von Prof. Dr. Wlodzimierz Jastrzebski aus Bromberg zu übernehmen, der in jahrelangen Studien die Ereignisse wissenschaftlich untersucht hat. Wer das nicht tut, sondern lieber bei seiner Geschichtsklitterung bleibt, um unser Volk immer wieder zu demütigen, ist auf das Schärfste zu verurteilen!

In dem Buch von Hugo Rasmus „Pommerellen / Westpreußen, 1919 –1939" sind alle ermordeten Personen namentlich aufgeführt, auch mit Angabe der Todesursache. Außerdem berichten viele Seiten über die Vorgänge und die Toten in über 19 Land- und Stadtkreisen. Alle Herren, die an der Berliner Ausstellung beteiligt sind, sollten es lesen, dann würden wir schnell zu einer gemeinsamen Erkenntnis kommen.

Marie-Luise von Weitzel, Grasbrunn

Vergleiche mit den USA sind schwierig, da dort Abiturienten als Akademiker gelten

Betr.: Leserbrief „Bewunderte Berufsausbildung" (Nr. 3)

Es ist richtig, daß erneut versucht wird, das deutsche Selbstvertrauen auch auf dem für uns so entscheidenden Feld der Bildung – unserer einzigen Ressource – zu schwächen, indem man die berühmten Äpfel und Birnen miteinander vergleicht. Allerdings darf ich als jemand, der in verschiedenen Bildungssystemen unterrichtet hat, zu den Stichworten „College-Niveau" und „Bachelor-Abschluß" einiges anmerken:

Zunächst ist Bachelor nicht gleich Bachelor. Im „Bologna-Prozeß" hat man sich darauf geeinigt, die Schul- und Universitätsabschlüsse europaweit (nicht weltweit!) vergleichbar zu machen, indem man dem Abitur-Niveau (in Großbritannien beispielsweise ‚A-Levels', in Frankreich ‚Baccalauréat') nach drei Jahren den „Bachelor-Abschluß" und nach zwei weiteren Jahren den „Master-Abschluß" folgen lassen will. Damit wechselt man zum bisherigen britischen Modell, das mit dem nordamerikanischen nicht deckungsgleich ist.

Der US-amerikanische Absolvent der dortigen Sekundar-Gesamtschule (High School) hat nach zwölf Schuljahren ein Niveau erreicht, das – je nach Art der gewählten Kurse – einer Bandbreite zwischen dem deutschen Sonderschul-/Hauptschulabschluß und, im äußersten Falle, der deutschen 11.-Klasse-Reife entspricht. Deshalb berechtigt das High-School-Abschlußzeugnis (High School Diploma) auch nicht automatisch zum Besuch einer Institution des amerikanischen tertiären Bildungssystems (College oder Universität). Was man in Deutschland in der Kursstufe des Gymnasiums lernt, studiert man in den USA in den ersten beiden Jahren des Colleges oder der Universität. Ich selbst benutze deshalb auch amerikanische Universitätslehrwerke in meinen Englisch-Leistungskursen am Gymnasium. Unserem Abiturzeugnis entspricht der amerikanische „Associate in Arts"-Abschluß in den akademischen Fächern des dortigen zweijährigen Community Colleges, an dem freilich auch gewerbliche Berufsabschlüsse erworben werden können, auf die bei uns das duale System aus Ausbildung und Berufsschule vorbereitet. Im universitären Bereich kann der amerikanische Bachelor vier Jahre nach dem „High School Diploma" und zwei Jahre nach dem „Associate in Arts" erworben werden. Er entspricht etwa unserer bisherigen Universitätszwischenprüfung beziehungsweise dem Vordiplom, gilt aber als ein vollwertiger berufsqualifizierender der Abschluß für einen „Professional". Nach einer erneuten Aufnahmeprüfung in die „Graduate School", der Universität, dauert es dann zwei weitere Jahre bis zum „Master's Degree", das mittlerweile zur Einstellungsvoraussetzung als Lehrer geworden ist.

Wollte man das amerikanische Verständnis von der Akademikerquote zugrunde legen, müßte man also zu den deutschen Akademikern der traditionellen Definition noch alle Abiturienten, Berufsschulabsolventen – zumindest die mit höheren Abschlüssen – und alle diejenigen hinzurechnen, die ihr Universitätsstudium nach der Zwischen- beziehungsweise Vordiplomprüfung abgebrochen haben.

Peter Perrey, Neustadt

Recht verloren

Betr.: „Schatten der Vergangenheit" (Nr. 4)

Pflüger und ähnliche Zeitgenossen waren Kurzdenker, die damals schon alle Gedanken an nur eine teilweise Wiedervereinigung als „unmöglich" verworfen hatten.

Wenn man 750 bis 1000 Jahre deutscher Geschichte schon nach 40 oder 50 Jahren nach einem verlorenen Kriege opfern will, um völkerrechtlich unzulässige Annexionen des eignen Vaterlandes anzuerkennen, hat man das Recht darauf verloren, an der Spitze des eigenen Landes zu stehen.

Peter P. Haase, Boca Raton, Florida, USA

Briten lieferten die Kosaken an die Sowjets aus – Mütter sprangen mit ihren Kindern in die Fluten

Betr.: „In den Händen britischer Folterer" (Nr. 51)

Dieser v.-Leesen-Bericht weckt naturgemäß bei vielen ehemaligen Wehrmachtsangehörige (und darüber hinaus) nach wie vor viele Erinnerungen an gleichartige „Erfahrungen" aus Zeiten ihrer Konfrontation mit den Sowjets in und nach dem Kriege.

Aber Folgen und Umfang der sogenannten „Kosaken-Tragödie", die Auslieferung an die Rote Armee im südösterreichischen Raum, ausgelöst durch die oftmals über Gebühr gerühmte britische Armee, die in einer höchst hinterhältigen Art und Weise, völkerrechtswidrig und inhuman 10000 Kosaken aller Provenienz, die auf deutscher Seite gegen den Bolschewismus und zur Befreiung ihrer enteigneten Ländereien gekämpft hatten, ist bis heute in Britannien und vielen Teilen der Welt in Presse und Öffentlichkeit relevant geblieben.

Art und Umstände waren für viele Menschen bei „Freund und Feind" zu alarmierend, sie verletzten Gefühle und Rechtsempfinden gleichermaßen, und – es fand alles nach Kriegsschluß und mitten in Europa statt. Das schlimme Schicksal einer Auslieferung an die gefürchteten Sowjets traf auch – schändlicherweise und ungerechtfertigt – rund 800 Offiziere und Unteroffiziere des deutschen Rahmenpersonals des Kosaken-Korps wie die dieser Truppe seit langem gefolgten Kosaken-Familien, samt Frauen, Kindern und Alten.

Es ist hier nicht der Raum, um eingehender über die brutalen Methoden zu berichten, die die britischen Einheiten sich nicht scheuten anzuwenden, um die sich natürlich bis zum äußersten wehrenden Kosaken auf die Transport-Fahrzeuge zu verfrachten. Es gab hierbei und überhaupt bei dieser chaosartigen Aktion Selbstmordversuche, fast amokartige Ausbrüche noch auf der Brücke über den reißenden Drau-Fluß und sogar Mütter, die samt ihren Babys in dessen Fluten sprangen. Alles das dürfte diese so tragischen Ereignisse zu diesem Zeitpunkt genügend kennzeichnen, die sich dort angesichts des malerischen Städtchens Judenburg und auf seiner Drau-Brücke in den letzten Maitagen abspielten ... Gerechterweise gehört hierin noch vermerkt, daß damals auf der britischen Seite eine Anzahl englischer Dienstgrade (bis in die Offiziersränge) angesichts von Gehorsams-Verweigerungen, Abschiedsgesuchen von Offizieren und anderen recht massiven Protestbekundungen doch erheblich „unbritisch" reagierten und somit wohl Probleme schafften.

Karl-Gottfried Vierkorn, Stephanskirchen

Ein geradezu abenteuerlicher Vorschlag

Betr.: „Bald nur noch 65 Millionen Deutsche?" (Nr. 52)

Mit Interesse lese ich die Beiträge von Klaus Rainer Röhl in der *PAZ*. Sein obengenannter Artikel findet meine volle Zustimmung – bis auf zwei Passagen am Ende:

Er ermuntert die CDU, jedem Kind ab dem dritten Lebensmonat einen Krippenplatz zu geben. Dieser „Staatseingriff" in das Familiengeschehen erinnert nicht nur an kommunistische Erziehungspolitik in der DDR, sondern ist auch nicht gerade familienförderlich – um eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie sollten sich die öffentlichen Hände erst ab dem dritten Lebensjahr kümmern (Singlehaushalte dürfen kein Maßstab sein).

Auch will Herr Röhl offensichtlich das Bevölkerungswachstum in der Türkei umleiten auf das schrumpfende Europa: ein geradezu abenteuerlicher Vorschlag zur Realisierung einer kulturübergreifenden Völkerwanderung.

Statt dessen brauchen wir wirksame eine EU-weite Einschränkung, möglichst Totalstopp von Zuwanderung und Asylbewerbung – einschließlich Abschiebung ohne Rechtsmittelausschöpfung, wie sie Einheimischen zusteht. Zig Milliarden Euro ließen sich jährlich einsparen und damit den Bundeshaushalt realiter sanieren – und nicht etwa über Steuererhöhungen!

Dr. H. G. Hess, Wunstorf

Wir haben schuldig zu sein

Betr.: „In den Händen britischer Folterer" (Nr. 51)

Es gab gegen Ende des Zweiten Weltkrieges und danach viele Bad Nenndorfs, unzählige Orte, wo Deutschen wie und wo auch immer Unrecht und Gewalt zugefügt worden ist. Für die unzähligen Verbrechen an Deutschen gibt es bis heute keine Richter und wird sie wohl auch nie geben.

Während außerhalb unserer Grenzen hin und wieder Lichtstrahlen der Wahrheit das Dunkel des Verschweigens durchbrechen, siehe die britischen Folterer von Bad Nenndorf, herrscht bei uns Finsternis, für die Politik, Medien und Verfassungsschutz sorgen. Wir haben schuldig zu sein. Und wenn schon Verbrechen an Deutschen kurzfristig an die Öffentlichkeit dringen, dann sind sie die Folgen deutscher Schuld. Hätten die Deutschen nicht ..., dann wären ihre Frauen nicht vergewaltigt oder zu Tode geschunden, dann wären ehemalige Soldaten und andere nicht gefoltert oder ermordet worden und, und.

Dieses düstere Bild verdunkelt sich noch dadurch, daß sehr viele Deutsche zu Opfern gezielter Desinformation geworden und sozusagen immun gegenüber deutschem Leid geworden sind. Sie haben die allumfassende Schuld der Deutschen verinnerlicht, was Deutschen geschehen ist, haben sie sich selbst zuzuschreiben.

Hans Ludwig Glücklich, Duisburg

Sicher bis Eiszeit

Betr.: Leserbrief „Unsere Kinder erben Atommüll" (Nr. 4)

Die Leserbriefseite der Nr. 4 ist hochinteressant und zeigt, was die Leser denken. Überrascht hat mich die ausführliche und sachliche Anmerkung der Redaktion zu dem Leserbrief „Unsere Kinder erben den Atommüll". Der Kommentar ist prima und 100prozentig zu unterstützen! Wenn man die Unfälle mit Toten in den Kohlebergwerken allein berücksichtigt, ist doch die Atomtechnik wirklich sicher. Die unsicheren Anlagen stehen doch außerhalb Deutschlands, aber dicht an unseren Grenzen. Selbst die Unfälle in Tschernobyl oder Harrisburg hätten sich vermeiden lassen, wenn die Abschaltautomatik nicht von Hand unterbrochen worden wäre. Bei deutschen Kernkraftwerken ist ein Eingriff in die Abschaltautomatik gar nicht möglich. Die angesprochene Endlagerung ist bis zur nächsten Eiszeit sicher. Die Gegenpropaganda hat aber die Menschen bewußt ängstlich gemacht.

Hans Groeneveld, Hann. Münden



Foto: Arco Images

Gemeinsam erleben: Ein Zoobesuch im Klassenverband oder mit der Familie fördert die charakterliche Entwicklung von Kindern.

Juso-Kindergarten

Betr.: „Schlappe für Juso-Antifa" (Nr. 3)

Bei den Jusos sammelt sich sozusagen der linke bis linksextreme Bodensatz der Republik, verspätete Erwachsene (bis 35 gehört man ja noch in den Juso-Kindergarten), lebensunerfahrene Eiferer und von sich selbst überzeugte Besitzer der reinen Wahrheit.

Sie urteilen und verurteilen mit der Ignoranz und Überheblichkeit nicht Ausgereifter.

Zum Glück hat die SPD mehr als sie zu bieten.

Und auch bei den Jusos hat sich immer wieder gezeigt, daß verspätete Reife nicht ausgeschlossen ist.

Die Burschenschafter aus der SPD ausschließen zu wollen, war ein Dummer-Jungen-Streich, mehr nicht, und darum sollte die SPD sich besser den wirklichen Problemen unseres Landes zuwenden, an denen wir leider keinen Mangel haben.

Gerhard Lemke, Gladbeck

Kindergeld umschichten und so Arbeitsplätze schaffen

Betr.: „Der große Etikettenschwindel" (Nr. 4)

Als 34 Jahre alter Familienvater schlage ich folgende Gesetzesinitiative vor: Das Kindergeld fällt künftig ab jenem Zeitpunkt weg, zu dem das Kind einen Platz in einem Kindergarten nach dem Wunsch der Eltern antreten soll. Dies spart dem Staat Geld und unnötige Hin- und Herzahlereien. Im Gegenzug sollte jedem Kind frühzeitig ein Platz in einer Betreuungseinrichtung zur Verfügung stehen – auch schon vor dem 3. Lebensjahr, wie es in Berlin positiv der Fall ist. Dies entlastet nicht nur die Eltern, es ist der Sozialisationsfähigkeit und der Kontaktfreudigkeit des Kindes geschuldet und angemessen.

Zur Debatte könnte man ferner stellen, ob das Kindergeld für schulpflichtige Kinder ebenfalls wegfallen kann, dafür im Gegenzug der Unterricht auf höherem Niveau stattfinden kann (beispielsweise durch Hausaufgabenbetreuung und Studienfahrten zu deutschen Kulturorten). Dies könnte zudem durch die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen auch den Nebeneffekt des Abbaus der Arbeitslosigkeit fördern.

Sollte staatlicherseits aus den durch diese Maßnahmen eingesparten Finanzmitteln dann noch etwas übrigbleiben, könnte man für alle Eltern mit Kindern im Vorschulalter einen kostenfreien Besuch in einem Tierpark anbieten. Besonders für geringverdienende Familien wäre dies eine Attraktion, weil diese sich dies sonst nicht leisten können. Zudem könnte man dadurch solche Einrichtungen staatlicherseits fördern, die wichtig für die charakterliche Entwicklung eines Kindes sind, und die notwendige Familienbindung würde durch eine solche Maßnahme gestärkt.

Peter Hild, Potsdam

Vom Saulus zum Paulus?

Betr.: „Schatten der Vergangenheit" (Nr. 4)

Wir Berliner sind wirklich arm dran, womit ich diejenigen meine, die nicht von Wowereit und der PDS regiert werden wollen. Die Berliner CDU fällt immer wieder durch ihre innerparteilichen Querelen peinlich auf, der Not-Kandidat Pflüger kommt auch nicht gerade mit blütenweißer Berlin-Weste in unsere Stadt. Zwar wird schon mal aus einem Saulus ein Paulus, aber mir als Berliner wäre es schon lieber, wenn die CDU uns schon gleich einen Paulus bieten könnte, der schon immer treu zu unserer Stadt, der deutschen Hauptstadt, gestanden hat. Aber was bleibt uns übrig. Hoffen wir auf den vom Saulus zum Paulus gewendeten Pflüger, der hoffentlich auch seinen „Rosenkrieg / Diestelkrieg" schnell beenden kann.

Heiner Dannenmann, Berlin

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Sverre Gutschmidt (kommissarisch); **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung / Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **1551**

Die Idee zum Aufbau hatten schon viele

Betr.: Leserbrief „Tharau als Symbol" (Nr. 52)

In dem Leserbrief heißt es über die Kirche von Tharau: „Sie wiederherzustellen, das kommt keinem in den Sinn." Woher weiß der Schreiber das? Es ist schon vielen in den Sinn gekommen. Es ist auch schon manches geschehen: Schutt ist geräumt worden, Sicherungsmaßnahmen wurden durchgeführt, ein Bauwagen wurde in die Ruine gestellt – er wurde allerdings in Brand gesteckt. Also die Idee zum Aufbau hatten schon viele! Aber wie geht es weiter? Es heißt im Text: „Findet sich wirklich kein jüngerer Architekt (wieso muß es ein jüngerer sein?), kein Initiator, der ein solches dankenswertes Projekt in die Hand nehmen kann?" Um ein solches Vorhaben durchzuführen, werden nicht nur Architekten und Initiatoren gebraucht, sondern Sponsoren und Nutzer. Wem soll die Kirche übertragen werden, wenn sie aufgebaut ist? Wer kommt für die Folgekosten auf? Wer führt die Auflagen der russischen Denkmalpflege aus? Eine Kirchgemeinde gibt es in Tharau nicht. Für ein „Projekt" ist es schon möglich, Gelder zu bekommen, aber die langfristigen Kosten für die Nutzung und Bewirtschaftung (Pacht, Strom, Lohnkosten für Wächter und so fort) will erfahrungsgemäß niemand übernehmen. Der Wiederaufbau dieser Kirche ist ein schöner Wunsch, realistisch ist er nicht. Leider.

Kurt Beyer, Dresden

Schloß ist ein Muß

Betr.: „Abriß des Palastes ist auch Geschichtslosigkeit" (Nr. 4)

Berlin hat eine historische Mitte, zu der das Berliner Schloß gehört. Diese Mitte wiederherzustellen, stand seit 1989 an.

Für mich ist es für unser demokratisches Gemeinwesen peinlich, wie lange es DDR-Bewahrern und linken Interessengruppen gelungen ist, den Abriß des Palastes der zweiten deutschen Diktatur zu verhindern. Und es bleibt peinlich, wenn nicht nach dem Abriß mit dem Wiederaufbau begonnen wird.

Nach meinem Dafürhalten hat Berlin zu wenig Freunde. Würde die Bundesregierung wirklich wollen, daß das Stadtschloß mit neuem Inhalt schnellstmöglich wiedererrichtet wird, dann könnte sie nichts hindern. Überall in unserem Land ist zu sehen, was möglich ist, wenn ein Wille hinter der Absicht steht.

Rudolf Bollmann, Ahlen

Sauftour durch die russische Exklave

Betr.: „Eine Reise der besonderen Art" (Nr. 51)

Ich glaube, die Überschrift ist Ihnen nicht gut gelungen. Es müßte wohl heißen: Ein Versuch Ballermann in Königsberg / Kaliningrad zu entdecken. Oder noch besser: Was passiert, wenn man eine Sauftour durch die russische Exklave Kaliningrad und seine Gaststätten macht? Ich bin seit 1993 regelmäßig etwa drei-, viermal jeweils einen oder anderthalb Monate in dem Gebiet des ehemaligen Königsberg. Aber das, was in dem Artikel beschrieben wird, ist vielleicht dem Alkoholkonsum entsprungen.

Sicherlich gibt es negative Ausnahmen bei den polizeilichen Kontrollen (wie auch hier in Deutschland), doch wenn man am Abend vorher reichlich dem Alkohol zugesprochen hat und dann am nächsten Morgen wieder ins Auto steigt, ist noch genügend Restalkohol im Blut. Das wird auch hier in Deutschland jeder Arzt bestätigen. Eigentlich braucht man dazu keinen Arzt, sondern nur einen gesunden Menschenverstand.

Auch wenn man sich nicht an die Verkehrsregeln hält, wie hier in Deutschland, läuft man Gefahr, ertappt zu werden.

Ich bin nicht in Königsberg geboren und auch von der Seite der Eltern oder Großeltern nicht mit dem Gebiet verbunden. Meine Verbindung hat ganz andere Gründe. Aber ich meine, daß die beiden Herren, die sich so verhalten haben in dem Gebiet, nicht dorthin hätten reisen sollen, sondern eben dorthin, wo man sich des Alkoholgenusses ohne wenn und aber hingeben kann. Hoffentlich sind durch diesen Bericht nicht die Menschen von einer Reise in die Heimat oder in das auch heute noch faszinierend schöne Land des ehemaligen nördlichen Ostpreußens abgeschreckt worden. Denn das wäre schade!

Eine Zusammenarbeit mit den dortigen Unternehmen oder Institutionen ist lohnend, und die Menschen dort sind dankbar.

Volkmar Wulf, Langenselbold

Irrungen und Wirrungen

Deus Caritas est" (Gott ist Liebe) ist der Titel der ersten Enzyklika des Papstes Benedict XVI., in der er auf die Liebe Gottes zu den Menschen, aber auch auf die Liebe der Menschen untereinander eingeht. Er betont so die zentrale Bedeutung der Liebe im Christentum. „Der zum



‚Sex' degradierte Eros wird zur Ware, zur bloßen ‚Sache'; man kann ihn kaufen und verkaufen, ja, der Mensch selbst wird dabei zur Ware", so der Heilige Vater.

Der Liebe in all ihren Erscheinungsformen ist ein neues Buch von Esther Knorr-Anders gewidmet. Die aus Königsberg stammende Autorin wendet sich auch im zweiten Band ihrer Reihe um Liebespaaren der Kulturgeschichte **Die Nebel des Eros** (Brücken Verlag, Wiesbaden, 134 Seiten mit zahlr. sw Abb., brosch., 9,90 Euro) berühmten Paaren zu, die der Liebe verfallen und entweder blind in ihr Unglück rennen oder aber die traute Zweisamkeit bis an ihr Lebensende genießen können. Ein großes Lesevergnügen, das Lust macht auf noch mehr Liebespaare und ihre spannend geschilderten Irrungen und Wirrungen. *SiS*

Gemeinsam Aufgaben bewältigt

»Aufbau West«: Eine Ausstellung zeigt den Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder

Über zehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebene kamen nach 1945 in die westlichen Besatzungszonen. Die Ausstellung „Aufbau West" im Westfälischen Industriemuseum Zeche Zollern II / IV in Dortmund erzählt ihre Geschichte und berichtet über ihre Erfahrungen. Sie zeigt, wie die Menschen aus Ost und West den schwierigen Neuanfang bewältigten, die Produktion in Fabriken und Bergwerken wieder in Gang setzten und in Betrieben und Siedlungen zueinander fanden.

300 Objekte, 40 Lebensgeschichten sowie zahlreiche historische Fotos, Film- und Tondokumente begleiten die Besucher auf ihrer Zeitreise von 1945 bis in die Gegenwart. Die Ausstellung macht damit ein wichtiges und bislang kaum beleuchtetes Stück deutscher Zeitgeschichte lebendig. Denn fest steht: Arbeitskräfte, Wissen und Unternehmergeist aus dem Osten haben maßgeblich zum Wirtschaftswunder beigetragen. Darüber hinaus regt die Ausstellung „Aufbau West" Fragen an, die auch für die heutige Diskussion um Migration und Integration wichtig sind: Was bedeutete nach dem Krieg der Verlust von Heimat? Wie wurden die Menschen aus dem Osten im Westen empfangen? Welche Akzente haben die Zuwanderer von damals gesetzt?

Das Bauunternehmen Rygol ist vielen Bochumern ein Begriff, weil die Firma in der Stadt zahlreiche Schul- und Verwaltungsgebäude, Siedlungen sowie Wohn- und Geschäftshäuser errichtet hat. Auch beim Bau der Ruhr-Universität war Rygol beteiligt. Ursprünglich stammt die Firma aus Oberschlesien, wo Firmengründer Johann Rygol Ziegeleien, ein Baugeschäft mitsamt Sägewerk, Tischlerei und Schmiede führte. Albert Rygol trat beruflich in die Fußstapfen seines Vaters. Nach dem Krieg begründete er in Bochum eine neue Existenz. Beruflich faßte der Bauingenieur noch im gleichen Jahr beim damaligen Bauunternehmen Nickel Fuß. Über das Bauen in den schweren Nachkriegsjahren berichtet Rygol heute: „Damals waren wir gezwungen, wieder wie um 1900 zu bauen. Handarbeit war gang und gäbe, und besonders in den Jahren 1948 / 49 konnte man Baumaterial wie Zement oder Baustahl nur über Beziehungen erhalten. Zumeist stammte das Material aus zerstörten Altbauten, und die Ziegel wurden von Trümmerfrauen recycelt. Baustahl erhielt man nur beim Schrottplatz." Nach dem Tod des Inhabers der Firma Nickel erwarb Albert Rygol den Betrieb 1952 und baute ihn in den Folgejahren aus. Erst 1981 zog er sich aus der Firma zurück und übergab das Baugeschäft an seinen Sohn Burkhard. Es ist bis heute in Familienhand.

Auch ehemals mitteldeutsche Unternehmen und ihr Anteil am Wiederaufbau werden in der Ausstellung gewürdigt, so die Hersteller von Spezialglas aus Thüringen. Erschreckend und faszinierend zugleich wirken die Glasaugen aus Wertheim, die den Besucher beim Blick in eine Vitrine anstarren. Ob nun gläserne Prothesen, Babyflaschen, Teekannen oder Laborgeräte: Die Hersteller in Thüringen lagen bei der Produktion von Spezialglas weit vorn. Firmen wie Schott und Zeiss hatten bis 1945 weltweit eine Monopolstellung. Viele der Glasproduzenten ließen sich im badischen Wertheim nieder, wo bereits 1946 mit der Laborglasproduktion begonnen wurde. Der Standort entwickelte sich mit den Jahren zu einem Zentrum mit Weltruf, was die Glasverarbeitung für Haushalt, Industrie sowie für chemische und medizinische Zwecke anging. 1966 gaben die ansässigen Betriebe insgesamt 4000 Menschen Arbeit. Zu ihnen gehörte auch Bruno Köhler, der mit Fingerspitzengefühl täuschend echt aussehende Glasaugen bemalte. Dabei war Köhler vor allem für seine exakte Nachbildung der roten Äderchen in den Augen bekannt.



Foto: Landschaftsverband

Eingang zur Zeche Zollern: Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe zeigt im Westfälischen Industriemuseum eine Austellung über den Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ganz andere Ausmaße hat ein weiteres Exponat: Gut drei Tonnen bringt der stählerne Riese mit der Maschinennummer H 49 auf die Waage. Drei Tonnen Gußeisen, Stahl und jede Menge Blech. Um so erstaunlicher, daß der Koloß feinsten Maschendraht webt. Teilweise demontiert und durch die DDR-Regierung enteignet, stand die Maschinenfabrik Emil Jäger im thüringischen Neustadt / Orla in der Nachkriegszeit faktisch vor dem Aus. Der Firmenchef floh 1948 in den Westen, um dort sein Familienunternehmen wieder aufzubauen. In der Ge-schichte des Unternehmens nimmt der Drahtwebstuhl H 49 eine ganz besondere Position ein: Als ein frühes Produkt der jungen Firma in Hamm symbolisiert er den Neuanfang der Fabrik im Westen und damit den Beginn der erfolgreichen Unternehmensentwicklung. Bis 1995 bei der Firma Neuwa in Menden (Märkischer Kreis) in Betrieb, nahm das Westfälische Industriemuseum den geschichtsträchtigen Drahtwebstuhl noch im gleichen Jahr in seine Sammlung auf. *lwl*

Die Ausstellung im Westfälisches Industriemuseum Zeche Zollern II / IV, Alte Werkstatt, Grubenweg 5, 44388 Dortmund-Bövinghausen, ist Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt: 5 / 3 Euro, bis 26. März, Katalog 19,90 Euro.

Banane oder Bob?

Wenn Frauen mit ihrer Frisur hadern, gibt es nichts zu lachen

Von Gabriele Lins

Eines Tages fand ich mein Spiegelbild zum Weinen. Also ging ich zum Friseur. Eine freundliche junge Frau schnitt an meinem Schopf herum und bald konnte man ein haariges Muster auf den weißen Bodenfliesen erkennen.

Zu Hause betrachtete ich meinen Musterkopf im Spiegel und war entsetzt. Doch irgendwann gewöhnte ich mich an meinen Kurzhaarschnitt.

Als mein Haar erneut reif zur Wäsche war, begann erst die Misere! Was macht man mit nach allen Seiten abstehenden Zotteln, die sich nicht in Form kämmen lassen? Ich griff tapfer zum Fön. Aber zur Haar-Verschönerin bin ich anscheinend nicht geboren, denn das Ergebnis meiner Bemühungen machte mich wütend.

Derartige Schreckensminuten versüße ich mir immer mit einem Cappuccino. Beim Genießen des heißen Getränks blätterte ich in einer Frauenzeitschrift, die – unverlangt – in meinem Briefkasten gelandet war.

Die Rettung schien nahe! Auf fünf Seiten lächelten mir hübsche Frauengesichter mit durchgestylten Frisuren entgegen. Das Fach-Chinesisch der erklärenden Zeilen dazu bereitete mir einige Schwierigkeiten. Ein „Eyecatcher" zum Beispiel war mir völlig unbekannt. Ich stellte mir ein Gerät darunter vor, mit dem man sich selbst ins Auge haut, passend zum neuen Stil.

Zuerst fiel mir eine Frisur mit sogenanntem „Soft-Look" ins Auge, die aber nicht für mich in Frage kam, weil man das Haar hierfür in Wirbelhöhe verknotet. Verknoten Sie mal streichholzkurze Strähnen! Das war ein Supertipp für Frauen mit ultralangen Naturlocken – ach ja, das war einmal! – ich fing gar nicht erst damit an.

So ließ ich meine kritischen Blicke weiter auf den Kurzhaarfrisuren ruhen. Einen „Fifties-Touch" für den kurzen Bob mit angestuftem Nacken fand ich für mich zu gewagt.

Für einen ultralangen Bob hatte man seine Haare mit Gel-Wachs eng an den Kopf zu klatschen, aber damit hätte mein edles Haupt wie eine geschälte Birne ausgesehen. Der witzige Schnitt für den fedrigen „Garcon-Stil" mit superkurzem Pony sagte mir ebenfalls nicht zu, denn auf dem Foto wirkte diese Frisur wie die eines Zirkuspferdes.

„Ich könnte mein Haar auch eigenhändig zu einem Rundling durchstufen", sagte ich zu mir. Den hätte ich allerdings mit einem „Diffusor"-Fön trocknen und zurechtkämmen müssen. Ich hatte aber keinen Diff... (was war das nun wieder?), aber egal!

Beim „Punk-Touch" sollte man ein „Shining-Gel" ins superkurze Haar geben. Ich wußte aber nicht, wie mein Schopf hinterher „shinen" würde; das wollte ich lieber nicht riskieren.

Foto: Archiv

Und einen austoupierten Pony fand ich geradezu albern. Ich konnte mich weder zu einer „Banane" mit halber Länge noch zu einem Stufen-Bob im „Grunge-Look" durchringen. Völlig schleierhaft war mir, was ich mit einer Skelettbürste anfangen sollte – vielleicht erst mal bis zum Knochengerüst abmagern, weil einem die Frisur dann besser steht? – und mit einem „Hot-Curler" hätte ich mir nur das Haar angesengt. Mir war klar, für den Beruf eines modernen Figaros schien man ein besonderes Studium zu benötigen. Den kinnlangen Bob würde ich vielleicht gerade noch hinkriegen, aber bei den anderen sogenannten Looks müßte ich passen.

Da bleibe ich doch lieber eine bescheidene Hausfriseuse, die ihr Haar selbst stuft, lockt, bobbt oder softet, und die Mann und Kindern einmal im Monat einen schönen alten Pottschnitt verpaßt, echt „cool" und völlig natürlich. Aber nein, selbst das kann ich nicht.

Ein vielseitiger Heiliger

St. Valentin gilt als Patron der Liebenden und Beschützer der Bienen

Von Anne bahrs

Roms Christen bauten an der Porta Flaminia, der Stätte, wo der Märtyrer St. Valentin (wahrscheinlich im Jahre 269 n. Chr.) hingerichtet worden war, eine Kirche, und sie widmeten ihm einen Kalendertag, den 14. Februar. Im 4. Jahrhundert galt St. Valentin, inzwischen heiliggesprochen, bereits als Patron der Liebenden und Verlobten, als Stifter einer guten Heirat. Auch als Beschützer der fleißigen Bienen wurde er verehrt, die den Wachs für die kostbaren Kerzen lieferten und ebenso unfreiwillig auch den menschlichen Gaumen einen honigsüßen Genuß bescherten.

Blüten und Bienen haben in der bildlichen Darstellung von Freude, Schönheit und Genuß stets eine große Rolle gespielt. Blumen und Kerzenschein geben immer noch unserer Gottesverehrung und dem Liebeswerben eine besondere Weihe.

> Aufgeregt warteten die Mädchen auf das Ergebnis

Der Valentinstag war im Mittelalter, als die Schiffe den Winter im bergenden Hafen verbringen mußten, Termin für die Seefahrtsund Schaffer-Mahlzeit, an der Kaufleute, Schiffseigner, Kapitäne, unter anderem Dach auch wohl einige Matrosen, teilnahmen. Die Scheffler und Büttner feierten ausgiebig. Sie hatten die Bottiche und Fässer gerichtet, die proviantgefüllt nun an Bord gebracht werden mußten. Am 21. Februar sollten die Schiffe auslaufen. An den Flußufern, auf den Inseln und an der Nordseeküste würden Blinkfeuer sie zum Abschied grüßen, und in ihrem Schein würden die Frauen und Mädchen den Seeleuten nachwinken.

Vielleicht haben liturgische Gesänge, die die Ankunft des Bräutigams bejubeln, eine Rolle gespielt, als sich im 19. Jahrhundert weiteres mannigfaches Brauchtum am St. Valentinstag entwickelte und rasch Verbreitung fand. Denn wo bekommt nicht geheimnisvolles, spaßiges Tun Flügel, wenn nach langen, dunklen Winternächten die nun früher erscheinende Sonne zuerst die jungen Leute neckt? Sie möchten den Zukunftsschleier heben, gedanklich bereits naschen von den Freuden der Liebe. Da sollen neugierige Jungfern an die vier Zipfel ihres Kopfkissens Lorbeerblätter gebunden haben, um im Traum zu erfahren, wer der für sie Auserkorene sei. Im Zusammensein mit Freundinnen schrieben übermütige Mädchen die Namen ihrer Verehrer auf Zettelchen und umknetenden diese mit einem Mantel von frischem Lehm, bevor sie die Kugel in das klare Wasser eines Baches warfen. Aufgeregt wartete die Neugierigste, bis die Fluten die Erde abgespült hatten. Der Name auf dem Papier, der zuerst an die Oberfläche stieg, sollte der des aussichtsreichsten Bewerbers sein. In England müssen Kinder früh aufstehen, wenn sie dem ersten Erwachsenen, der ihnen begegnet, ein „Good morning, Valentin! Good morning, Valentin!" entgegenrufen wollen, noch ehe die Sonne am Himmel erscheint. Das soll ganz schnell geschehen, denn wenn der so Begrüßte vor der zweiten Nennung des Namens Valentin nicht antwortet, wird der die Kinder beschenken. Langschläfer aber, die zu spät kommen mit ihrem Gruß, müssen dann erfahren: „Die Sonne hat die Gaben verbrannt!" In Amerika ist der 14. Februar ein Tag der Freundschaft, an dem man Leute, die man gern hat, mit einem Blumenstrauß beschenkt.

> Lorbeerblätter am Kopfkissen weisen auf den Richtigen

Die den Floristen sehr willkommene Sitte, einander an kalten Tagen mit leuchtenden Blüten die Sympathie zu bekunden, kam über Belgien und Frankreich in die uns Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg besonders wohlhabend erscheinende Schweiz, trat aber ab 1950 bereits ihren Siegeszug auch durch Österreich an und wurde dann bald bei uns so populär, daß es gewiß auch in diesem Jahr wieder ein schöner Brauch sein wird, am Tag des Valentin Blumen als Zeichen der Wertschätzung, Verehrung und Liebe zu verschenken. Nur schade ist es, daß man dafür so tief in die Tasche greifen muß. Mancher ist jedoch gern spendabel, und er darf zur Belohnung vielleicht einen Blick durchs Schlüsselloch der Zukunftspforte tun, die dann von Freude erleuchtet sein wird.

Hier studieren, aber Zuhause arbeiten

Königsberger LO-Stipendiatin gewährte der *PAZ* Einblick in den Alltag und die Hoffnungen einer neuen Generation

Von Manuela Rosenthal-Kappi

Die Redaktion der *PAZ* hatte unlängst das Vergnügen, mit Anna Kozyakova eine interessante Vertreterin der jungen Generation aus dem Königsberger Gebiet zu Gast zu haben. Die 19jährige studiert seit zweieinhalb Jahren Jura an der Kant-Universität in Königsberg. Für ein halbes Jahr ist sie im Rahmen eines vom Ostseerat in Zusammenarbeit mit deutschen Universitäten initiierten Förderprogramms nach Marburg gekommen, um ihre Fachkenntnisse an der dortigen juristischen Fakultät zu erweitern. Professor Horn betreut engagiert Studenten aus dem Königsberger Gebiet. Da die Landsmannschaft Ostpreußen sich an den Kosten für Anna Kozyakova Aufenthalt in Marburg beteiligt hat, hat sie die junge Studentin nach Hamburg eingeladen, damit sie sich ein Bild von der Arbeit der Landsmannschaft und der Redaktion der *PAZ* machen kann.

Die junge Russin blickt optimistisch in die Zukunft

Gerne hörten die Redakteure zu, als Anna Kozyakova begann, von sich, Königsberg und ihrer Zeit in Marburg zu erzählen. Zunächst wirkt sie ein bißchen ernst. Ruhig und freundlich antwortet sie auf Fragen. Sie spricht fließend Deutsch, wenn auch mit russischem Akzent. Man sollte es kaum glauben, daß sie mit 19 Jahren schon im dritten Studienjahr ist. Anna erklärt, daß russische Schüler bereits mit 16 die Schule verlassen und mit entsprechend guten Schulnoten anschließend studieren können. Mit 22 ist ihre Ausbildung in der Regel beendet.

Anna hat in Königsberg als Tochter russischer Umsiedler (ihre Mutter stammt aus dem Großraum St. Petersburg, ihr Vater aus der Ukraine) das Licht der Welt erblickt. Nach der Schule beginnt sie ihr Jurastudium an der heutigen Kant-Universität. Dabei ist es gar nicht so einfach, zum Studium zugelassen zu werden. Die Schulnoten müssen sehr gut sein, eine Aufnahmeprüfung bestanden sein, damit man ein staatliches Stipendium erhält. Wer die Prüfung nicht besteht und dennoch studieren will, muß eine Aufnahmegebühr bezahlen. Wer kein Stipendium erhält, muß zusätzlich Studiengebühren in Höhe von 500 Euro pro Studienjahr aufbringen. Neben staatlichen Stipendien gibt es in neuerer Zeit häufiger auch private, beispielsweise von im Gebiet niedergelassenen Firmen.

Seit zweieinhalb Jahren lernt Anna nebenbei Deutsch, in Kursen, die studienbegleitend in mehreren Sprachen angeboten werden. Sie hat sich für Deutsch entschieden, weil sie von Beginn ihres Studiums an ein ehrgeiziges Ziel verfolgt: in der Bundesrepublik Deutschland studieren, um das Erlernte in Königsberg anwenden zu können! Seit 1993 gibt es für einige wenige die Möglichkeit dazu. Annas Kurslehrer an der Uni sind Absolventen mit Auslandserfahrung. Sie haben zum Beispiel in der Bundesrepublik nach ihrem russischen Studienabschluß ein Aufbaustudium mit Magisterprüfung absolviert. Sie sind jung – im Durchschnitt 25 Jahre – und unterrichten das, was den Nachwuchs interessiert: Wie wende ich Gesetze richtig an? Wie kann erreicht werden, daß Gerichte und Richter unabhängige Entscheidungen im Sinne des Gesetzes fällen? Hier sieht die junge Studentin in Rußland noch Nachholbedarf, weil ein Gesetzbuch nach Römischem Recht erst während der Perestrojka entstand, und es den Menschen, die Recht anwenden, an Erfahrung fehlt. Diese hoffen junge Leute im Westen zu erhalten, wo man sich an Fallbeispielen orientieren kann.



Anna Kozyakova im Gespräch mit der *PAZ*-Autorin Manuela Rosenthal-Kappi

Der Unterschied im Studienalltag ist groß. Annas Augen beginnen zu strahlen, als sie von Marburg erzählt. Es gefällt ihr besonders, daß es so viele Studenten dort gibt, für die ein reichhaltiges Freizeitangebot besteht. Überall trifft man auf Kommilitonen, in der Mensa ebenso wie im Studentenwohnheim oder in der Stadt. Das Studium ist freier, in Königsberg geht man ins Institut und anschließend wieder nach Hause. Die einzelnen Institute liegen weit voneinander entfernt, verstreut über die ganze Stadt. In Marburg treffen die Studenten sich nach den Kursen, sie diskutieren, finden sich in Arbeitsgruppen ein, um Aufgaben gemeinsam zu lösen. Die Arbeitsweise gefällt Anna, auch, daß die Studenten praktische Aufgaben bekommen, Fallbeispiele, die sie unter Hinzuziehung von Präzedenzfällen selbständig lösen sollen. Solche Übungen gibt es im russischen Studium nicht.

Im Jahr 2007 läuft das Förderprogramm des Ostseerats aus. Anna weiß, daß es engagierte Hochschullehrer wie Professor Horn auch an anderen Universitäten gibt – ihr fallen Göttingen und Halle ein –, die nach Möglichkeiten suchen, die Förderung weiterzuführen. Anna weiß das Wissen, das sie in Marburg erworben hat, sehr zu schätzen und hofft, daß es auch in Zukunft noch möglich sein wird, einen deutschen Magisterabschluß zu erwerben.

Mit der Umbenennung der Albertina in Kant-Universität zur 750-Jahrfeier hat sich auch der Status der Uni verändert. Sie wurde mit dem Namen des großen Philosophen von einer regionalen Lehranstalt zu einer russischen Universität, das heißt, sie wird künftig mehr Mittel aus dem Budget der Föderation erhalten. Wie weit die Pläne gediehen sind, die Universität zu einer Lehranstalt von internationaler Bedeutung auszubauen, weiß Anna nicht zu sagen, da sie während des Jubiläums schon in Marburg war. Allerdings gibt es seit einigen Jahren die sogenannte „Sommer-Uni“. Das bedeutet, daß deutsche Professoren in den Semesterferien nach Königsberg kommen und Seminare und Vorlesungen in deutscher Sprache halten. Auch Anna hat solche Sommerkurse besucht. Am Ende legen die Studenten eine Prüfung ab und erhalten eine Urkunde.

Das Ansehen der Deutschen unter jungen Russen scheint hoch zu sein. Sie beschäftigen sich mit der deutschen Geschichte der Region, in der sie leben. Schon in der Schule erfahren sie etwas über deutsche Kultur. Kunst und ostpreußische Bräuche interessieren sie. Daß es Diskussionen um die Umbenennung der Universität gegeben hat, weiß Anna. Sie kann keine Beurteilung abgeben, aber sie hält eine Zusammenarbeit ihrer Region mit der Bundesrepublik Deutschland für äußerst wichtig angesichts der Eingeschlossenheit der Exklave durch die angrenzenden EU-Staaten. Wie alle jungen Menschen wünscht sie sich Reisefreiheit. Die derzeitigen Visaregelungen wirken bedrückend.

Bezüglich der Berufsaussichten junger Akademiker in der Russischen Föderation, speziell im Königsberger Gebiet, macht Anna sich keine großen Sorgen. Bedarf ist auf jeden Fall da, an der Uni, in Behörden, Instituten, aber auch viele private Unternehmer stellen Juristen ein. Ein Problem stellt jedoch immer noch die schlechte Bezahlung von Akademikern dar. Ein Umdenkungsprozeß setzt erst langsam ein. Für sich hofft die junge Anna, in der Bundesrepublik auf Magister studieren und anschließend in Königsberg arbeiten zu können. Sie vermittelt den Eindruck aufrichtiger Dankbarkeit gegenüber allen, die ihr dieses Auslandssemester ermöglicht haben. Die Redaktion der *PAZ* wünscht Anna Kozyakova für die Zukunft alles Gute.

Aquarelle zeichnen auf der Kurischen Nehrung

Karina Stängle versucht mit ihren Kursusteilnehmern, die Schönheit des Landstrichs mit dem Pinsel auf Papier zu bannen

Karina Stängle sitzt mit den Teilnehmern ihres Aquarellkurses hinter dem Thomas-Mann-Haus auf dem Schwiegermutterberg auf den Dreibeinern, um den Italienblick in Aquarell zu malen. Die Farbkästen sind um sie herum „installiert“; der Malblock liegt auf dem Schoß bereit, der nasse Pinsel in der Hand. Zuvor haben sie das Motiv besprochen. Nehmen sie das Hochformat entsprechend der in den Himmel strebenden Kiefern oder wollen sie rechts im Bild noch viel vom Haff zeigen? Sie schauen über die spitzgiebeligen Dächer. Am besten legt man sie mit dem breiten Pinsel in verschiedene Richtungen mit Karminrot an.

Während des Skizzierens haben sie sehr genau geschaut; auch die Bildaufteilung wird gelingen. Ein weißes Blatt liegt vor ihnen. Doch mit zarter Untermalung machen sie sich auf den Weg zum gelungenen Bild. Trotzdem führt jedes Aquarell in ein Abenteuer der Farben, denn die Feuchte des Papiers und die Farbintensität im Pinsel ist entscheidend für das Gelingen. Wenn dann noch etwas Weiß des Papiers stehen bleibt, ist das Abenteuer bestanden.

Kaum sitzen die ersten Farben, bleibt es nicht aus, daß die Touristen, die sich ebenfalls auf diesem exponierten Hügel den Thomas-Mann-Blick nicht entgehen lassen wollen, den Künstlern über die Schultern blicken. Da die Maler wohl das absolute Auge für den Bildausschnitt haben, zücken sie sofort in ihre Blickrichtung ihre Kameras.

Hier in Nidden auf der Kurischen Nehrung haben schon Lovis Corinth, Pechstein, Schmidt-Rottluff, Birnstengel, Gelbke und Ernst Mollenhauer von den Dünen, dem Himmel, dem Haff, der See geschwärmt. Nun sind zwei Künstlergenerationen mit ihren Farben angereist, um im impressionistischen und expressionistischen Stil die Landschaftsformen in Farben festzuhalten.

Vor der sowjetischen Eroberung war es möglich, dort beim Gastwirt Blode zu wohnen. Wenn das Budget knapp wurde, konnten die Maler mit einem Bild bezahlen. Deshalb sammelte sich dort in der Gaststube im Laufe der Jahrzehnte eine stattliche Zahl kostbarer Gemälde an, bevor die Sammlung 1945 zerstört wurde.

Und nun versucht Karina Stängle mit ihrer Gruppe wiederum die Landschaft im Freien einzufangen mit deren Formen und Farben. Das Wechselspiel des Lichts, besonders auf der Hohen Düne, regt jeden Morgen von Neuem an.

Nicht an jedem Tag der zwei Wochen war malen angesagt. So sahen sie sich den Hexenberg bei Schwarzort an oder machten einen Ausflug nach Memel mit einer Besichtigung der Altstadt und einigen Galerien und Museen; auch der Einkauf von Bernstein und Leinen war sehr beliebt. Einige erlebten die Bootsfahrt über das Haff ins Memeldelta. Andere schauten sich das Festland bis Heydekrug an, auch die Vogelwarte in Windenburg oder einen Künstlergarten. Die Radler unternahmen eine Tour durch den Nehrungswald Richtung Perwelk mit Abstechern zu entlegenen Picknickplätzen am Haff. Bei der nächsten Räucherei wurde Aal, Brasse oder Zander gefaßt und unter freiem Himmel entgrätet. Sehr gemütlich war die Dampferfahrt am Abend von Nidden bis Schwarzort. Entlang der Küste sah man vor dem Sonnenuntergang die Toten Dünen in tiefes Blau versinken. Ein überwältigender Sonnenuntergang war eines Abends auf der Ostseeseite zu erleben: Zwischen rotorangevioletten Wolken versank der rote Ball. Als die Gruppe eine halbe Stunde später zum Haff schaute, erhob sich genauso rot wie die untergegangene Sonne der Mond aus dem indigoblauen Haff. Oder war es doch die Sonne? Zwei Stunden später stand das Gestirn silberfarbig am schwarzen Himmel. Diese Szene wurde am nächsten Vormittag auf Büttenpapier eindrucksvoll gelungen umgesetzt.

Trotz fünf bis sechs Malstunden fanden Sonnenhungrige und Wasserbegeisterte Zeit für sich. Es wurde gebummelt, die internationale Segelregatta verfolgt, Cappuccino genossen und am Hafen Salonmusik oder Jazz gehört. Nicht zu vergessen ist der informative „prähistorische“ Handwerkermarkt. Der Abend klang gewöhnlich aus mit einem guten Fischgericht in einer der Gartenlokale bei Gitarren- und Geigenklang und einem Drink auf der Hotelterrasse mit Blick über das Wasser. Die Abende waren noch recht hell. *K. S.*



Ein Werk und sein Entstehen: Karina Stängles Aquarell „Nehrungswald“ (links) und ihre Malgruppe bei der Arbeit Fotos (2): Stängle

Weitere Informationen zu den beiden diesjährigen Aquarellkursen mit Karina Stängle vom 29. Juli bis zum 12. August sowie vom 19. bis zum 29. August sind erhältlich bei Karina Stängle, Rosmarinweg 11, 73733 Esslingen, Telefon / Fax (07 11) 3 70 10 45.

Was von den ehemaligen Forstämtern blieb

Der Memelländer Bernd Dauskardt ging auf Spurensuche nach Barckhausen (Warnen), Nassawen und Eichwald

Wer einstmals durch das „Ostpreußische Jagdmuseum – Wild, Wald und Pferde Ostpreußens“ in Lüneburg ging, dessen Blick fiel unweigerlich auf die anschauliche Darstellung ostpreußischer Forstämter, die auch Eingang in viele Beschreibungen des jagd- und forstlichen Lebens in Ostpreußen gefunden haben. Was mag aus diesen meist sehr stattlichen Forstämtern und den Förstereien geworden sein – fragte sich der Besucher beim Anblick der eindrucksvollen Bilder.

Der Memelländer Bernd Dauskardt ging auf seinen Reisen durch das Königsberger Gebiet auf Spurensuche, tatkräftig unterstützt von einem jungen ortskundigen russischen Fahrer aus Königsberg, und besuchte drei der zahlreichen ostpreußischen Forstämter. Was Bernd Dauskardt bei den ehemaligen Forstämtern / Oberförstereien Barckhausen (Warnen), Nassawen und Eichwald vorfand, war eingedenk des einstigen Glanzes erschütternd.

Das erfreulichste Bild bot das am Rande der Rominter Heide gelegene ehemalige Forstamt Barckhausen (Warnen), das 1939 den Namen Barckhausen zu Ehren des im September gefallenen letzten Forstmeisters Dr. Paul Barckhausen erhielt. Bis 1945 umfaßte das Forstamt 5 684 Hektar und war in die Revierförstereien Eichkamp / Schakummen, Fuchsweg, Jagdbude, Schönheide / Iszlaufszen, Schelden / Szeldkehmen und Steinheide / Roponatschen aufgegliedert. Das Forsthaus ist noch recht gut erhalten, hinterläßt beim Besucher einen recht guten Eindruck. An den Wänden des Forsthauses hängen Fotos aus der Zeit vor der sowjetischen Eroberung, denn man ist an der deutschen Vergangenheit sehr interessiert. Die Bewirtschaftung liegt in der Hand eines ukrainischen Geschwisterpaares, das – wie auch früher auf den Forstämtern üblich – Landwirtschaft betreibt. Die Gastfreundschaft ist groß. Bernd Dauskardt wird zum Wiederkommen eingeladen, um ihm einmal die ganze Rominter Heide zu zeigen.

Positiv eingestimmt durch die Erlebnisse auf dem Forstamt Barckhausen, war der Anblick des ehemaligen Forstamtes Nassawen, ebenfalls am Rande der Rominter Heide gelegen, um so erschütternder. Bis 1945 hatte das Forstamt eine Größe von 6 721 Hektar und war in die Revierförstereien Pellkauen / Pellkawen, Reiff, Albrechtsrode / Kuiken, Jägersthal, Nassawen und Schanzenort / Schwentischken aufgegliedert. Letzter Forstmeister war Walter Frevert. Heute leben Russen in einem Nebengebäude. Der mehr als desolate Zustand der Gebäude, hervorgerufen durch das seit langem defekte Dach, stört die Bewohner nicht. An Reparatur scheint keiner zu denken.

Und schließlich der Besuch beim Forstamt Eichwald bei Neu-Stobingen östlich von Insterburg, das Bernd Dauskardt im ostpreußischen Altweibersommer erlebte. Früher 5354 Hektar groß, umfaßte es die Revierförstereien Pötschwald / Pötschkehmen, Eichenberg / Dwarischken, Rehwiesen, Wengerin und Feldeck / Laugallen. Letzter Forstmeister war Arthur Scheer. Auch dieses Anwesen ist vollkommen heruntergekommen, hat eingeschlagene Fensterscheiben. Erstaunlicherweise hält das alte Ziegeldach noch halbwegs dicht. Im Haus wohnen mehrere russische Familien. Federvieh tummelt sich zwischen Unrat und ausrangierten Gerätschaften. Hier einmal aufzuräumen, dazu scheint sich keiner berufen zu fühlen.

Ob die Menschen, die jetzt dort leben, glücklich und zufrieden sind? Eingedenk des „Einst“ kann der Besucher nur mit Groll und Wehmut im Herzen auf das Erlebte zurückschauen. B. D. / L.





Ehemalige Forstämter / Oberförstereien Barckhausen (Warnen), Kreis Goldap, Nassawen, Kreis Ebenrode, und Eichwald, Kreis Insterburg (von links nach rechts) Fotos (3): Dauskardt

Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Lewe Landslied und Familienfreunde,

manche Wünsche muß ich mitunter auf die lange Bank schieben, weil die Suchfragen nach Vermißten und Verschollenen eben Vorrang haben oder weil die Angaben so unvollständig, ja sogar verwirrend sind, daß ich noch nachhaken muß, und das dauert seine Zeit. Aber heute habe ich mir die Wartebank vorgenommen, – so lang ist sie nun auch wieder nicht, und die Wünsche sind absehbar. Da liegt ein Schreiben von **Almuth Steinhoff** vor, die Kinderlieder und -reime sucht, die in unserer Heimat gesungen wurden. Ihr Vater, **Horst Raeder**, stammt aus Eydtkuhnen, und im Rahmen der Familienforschung kam bei der zweifachen Mutter der Wunsch auf, zu erfahren, mit welchen Liedern und Reimen ihr Vater aufwuchs. Das Interesse an diesem Liedgut wurde immer größer, so daß inzwischen schon eine kleine Sammlung zustande gekommen ist, zu der auch unsere Ostpreußische Familie beigetragen hat. Das Problem ist: Es wurden fast immer nur die Texte mitgeteilt, so daß die Melodien fehlen. Wenn es überhaupt welche gibt, denn viele Kinderreime werden mehr gesprochen als gesungen und sind mit Bewegungen verbunden wie „Puschkatzchen, wo warst du?“ oder „Gusse, Gusse, Gänskes, kommt noah Huus ...“ Bei anderen von Frau Steinhoff gesuchten handelt es sich um Kunstgedichte aus unserer Zeit wie Bergengruens „Wärst du, Kindchen, im Kaschubenlande ...“ oder das plattdeutsche „Eck hebb e kleen Peerdke“ von Erminia von Olfers-Batocki. Andere sind Variationen alter deutscher Kinderlieder, so „Hottemannchen fuhr zur Stadt“, das wohl auf „Buko von Halberstadt“ zurückgeht, aber diese sind für Frau Steinhoff besonders interessant, denn gerade Kinderlieder können schon von Dorf zu Dorf unterschiedlich sein. Sie sucht nun die Melodien oder deren Variationen zu „Ringel, Rangel, Rosenkranz“, „Barbuttke, fleeg opp“, „Schornsteinfeger ging spazieren“, „Hanske wull riede“ und „Hotte, fahr nach Danzig“. Wer noch andere, sehr alte Kinderlieder weiß, teile diese bitte auch Frau Steinhoff mit (Allmuth Steinhoff, Akazienweg 16 in 39291 Lostau, Telefon 03 92 22 / 6 94 75).

Auch das Schreiben von **Heinz Sternberg** hat etwas länger warten müssen, weil ich seine Suchwünsche schon einmal vor längerer Zeit brachte, leider ohne Erfolg, denn sonst würde er sie nicht erneut stellen. Es geht um seine vermißten Onkel **Friedrich Sternberg** und **Paul Pallat**, die beide in einem Massengrab in Georgenburg begraben sein sollen. Das hat ihm ein Landsmann mitgeteilt, der dort als Gefangener Gleise verlegen mußte. Alle Nachforschungen von Herrn Sternberg bei den betreffenden Institutionen blieben ohne Ergebnis, so auch die letzte vor zwei Monaten bei der WASt in Berlin. Der Neffe hofft aber immer noch, etwas über das Schicksal seiner beiden Onkel zu erfahren, über die er leider kaum etwas weiß. Das Kriegsende erlebte Heinz Sternberg als 14jähriger in Berlin, deshalb sind ihm auch nur wenige Daten über die gesuchten Friedrich Sternberg und Paul Pallat bekannt. Der Erstgenannte, * 16. Januar 1912 in Insterburg, war bei der Kavallerie (Ulanen) im Rang eines Feld- oder Oberfeldwebels. Privat wohnte er in der General-Litzmann-Straße in Insterburg. Von Paul Pallat ist nur bekannt, daß er beim Werkschutz im Flugzeugwerk Heiligenbeil tätig war. Im April 1940 gehörte er der Einheit 4.Komp.I.R. 504 an. Immerhin ist in diesem Fall die Erkennungsmarke bekannt: 224.4 / I.E.B. 413. Das ist aber auch alles, was Herr Sternberg weiß. Da die erste Veröffentlichung im *Ostpreußenblatt* noch vor der Wende erfolgte, ist es möglich, daß sich aus unserem erweiterten Leserkreis jemand meldet, der mit einem der Genannten irgendwo und irgendwann zusammen war und über einen Teil ihres unbekannten Lebensweges Auskunft geben kann. Besonders wichtig für Herrn Sternberg ist natürlich die Klärung der Frage, ob beide tatsächlich in dem Massengrab beigesetzt worden sind. Über jede noch so kleine Nachricht würde sich der Neffe freuen (Heinz Sternberg, Mühlgrabenstraße 2 in 73529 Schwäbisch Gmünd).

In jene letzten Kriegsjahre führt auch ein Brief, der uns aus Schweden erreicht. Dort lebt seit vielen Jahren **Ilse Spetz**, treue Leserin unsere Zeitung, denn sie wurde in Schillwen, Kreis Heydekrug geboren. Und die Erfolge unserer Ostpreußischen Familie machen ihr Mut, nach ihrem Onkel **Otto Kausch** aus Memel zu suchen, jedenfalls etwas über sein Schicksal zu erfahren. Auch im Namen ihrer Cousine **Brigitte Hennen** geborene **Kausch**, die nicht weiß, ob und wo ihr Vater gefallen ist. Otto Kausch, * 21. April 1900 in Hannover, gehörte das in der Ballaststraße in Memel gelegene Restaurant „Zum guten Tropfen“. 1944 wurde er zum Volkssturm eingezogen. Im November besuchte er seine Familie in Meißen und kehrte dann zu seiner Einheit in Fischhausen zurück. Die letzte Feldpost trägt das Datum vom 26. März 1945, er bittet auf seiner Karte, ihm doch oft zu schreiben – aber die Grüße wird er nie mehr erhalten.

Wahrscheinlich ist Otto Kausch bei den Kämpfen im westlichen Samland gefallen. Seine letzte Einheit ist nicht bekannt, aber die Feldpostnummern: O6830D und 65100H. Auch wenn das Schicksal von Otto Kausch nicht zu klären ist, wäre seine Tochter dankbar, wenn sie von noch lebenden Zeitzeugen etwas über jene letzten Kämpfe an der Samlandküste erfahren würde. Zuschriften sind entweder an die Übermittlerin dieses Wunsches, Frau Ilse Spetz, Polhemsgatan 19 A, S–73333 Sala, Schweden, Telefon 00 46 22 41 38 60, oder an Brigitte Hennen, Am Wasserturm 7 in 40668 Meerbusch, Telefon 0 21 50 46 00, zu richten.

Erst jetzt erhielt **Hans Eckart Meyer** aus Langballigholz Kenntnis von dem in der *PAZ*-Folge 12 erschienenen Bericht „Der Beginn einer entsetzlichen Leidenszeit“, in dem der letzte Kampf in der Danziger Buch beschrieben wird. Da sein Vater dort verschollen ist, beeindruckte ihn dieser Artikel, und er wendet sich nun an uns mit Fragen, die jenen Landstrich zwischen Heubude, Neufähr, Bohnsack und Schiewenhorst betreffen, der bis zur Kapitulation in deutscher Hand war. Sein Vater **Kurt Ferdinand Rudolf Meyer**, Hotel „Königlicher Hof“ in Gerdauen, wurde als Soldat Anfang April 1945 bei Balga schwer verwundet. Die Marine brachte die Verwundeten nach Pillau, von dort sollte es mit einem der letzten Schiffe nach Dänemark gehen. Kurt Meyer soll aber, wie in einer Aufzeichnung der Heimatkreisgemeinschaft Gerdauen zu lesen, in der Nähe von Danzig verstorben sein. Alle bisherigen Anfragen bei Auskunfts- und Suchstellen ergaben die gleiche Antwort: verschollen! Nun fragt Herr Meyer, ob sein Vater möglicherweise mit anderen Verwundeten in das in dem Bericht geschilderte Gebiet gekommen ist. Gibt es Aufzeichnungen, wo wurden die dort verstorbenen Soldaten beigesetzt, wer war dabei, hatte vielleicht sogar noch Kontakt mit seinem Vater und könnte Auskunft geben? Diese Fragen beschäftigen nun Herrn Meyer, und er legt sie unserer Ostpreußischen Familie vor (Hans Eckart Meyer, Oberstraße 28a in 24977 Langballigholz, Telefon 0 46 36 / 84 08).

Immer noch suchen Menschen nach ihrer Identität finden, ihre Herkunft bestätigt wissen. Zu ihnen gehört **Anna Krasicka. Katrin Schuck** gibt sie als ihren Geburtsnamen an. In der – von polnischer Stelle ausgestellten – Geburtsurkunde steht aber der Name **Anna Dobrowolska**. Ein genaues Geburtsdatum gibt es nicht, als Geburtsjahr wird 1941 vermutet. Das wohl elternlose Kind lebte 1945 im Kinderheim in Braunsberg. Obwohl Anna Krasicka damals erst etwa vier Jahre alt war, kann sie sich an diese Zeit erinnern. Es stehen auch Namen von anderen Kindern fest, die zu jener Zeit in dem Braunsberger Kinderheim lebten: **Gertrud Kuhl**, * 5. Februar 1933, **Georg** Kuhl, * 9. Februar 1936, **Hedwig** Kuhl, * 8. Juni 1939, **Christina** Kuhl, * 6. August 1932 (wohl alles Geschwister), **Maria Strumidel**, * 19. Juni 1934, **Lucie Welkil**, * 10. August 1934, **Klaus Zennestuhl**, * 2. November 1939 und **Werner Otto**, * 13. Februar 1930. Wer kann sich von diesen ehemaligen Heimkindern an Katrin Schuck alias Anna Dobrowolska, erinnern? Bei den Älteren ist dies durchaus möglich. Später, etwa 1948/49, lebte das Kind in Neuhof bei Mohrungen. Wer zu diesem Fall etwas sagen kann, wende sich bitte an Herrn Bernhard Knapstein, Pressereferat Landsmannschaft Ostpreußen e. V., Parkallee 84-86 in 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08-24, Fax (0 40) 41 08-48, Email: knapstein@LM-Ostpreussen.de.

Auch ein Kinderschicksal, ein bisher ungelöstes, denn noch immer steht in einer ostpreußische Familie die Frage im Raum: Was wurde aus Christel? Es handelt sich um **Christel Wohlgefahrt**, * 23. Dezember 1941 in Rauschbach, Kreis Heiligenbeil. Ihre Eltern waren **Johanna** Wohlgefahrt geborene **Rehberg**, * 1909 in Lindenau, Kreis Heiligenbeil, und **Otto** Wohlgefahrt, der den Krieg überlebte und 1983 in Westdeutschland verstarb. Die Mutter ging mit ihren Kindern **Frieda**, **Erika**, **Helmut** und **Christel** auf die Flucht. Aber sie kamen nicht weit. Die Mutter und ihre älteste Tochter verstarben in Königsberg, die anderen Kinder kamen in Waisenhäuser, Christel nach Ponarth, auf der dortigen Liste steht auch ihr Name. Dort hat ihr Bruder Helmut sie noch einmal gesehen, da war sie sehr klein und dünn und konnte ihren Namen nicht richtig aussprechen. 1947 sind dann Erika und Helmut mit den Kindertransporten in die damalige russische Zone gekommen. Eine Rote-Kreuz-Schwester, in deren Zug auch Kinder aus dem Ponarther Heim waren, berichtete Erika auf der Fahrt nach Dresden, daß ihre Schwester Christel verstorben sei. Zeitlebens haben sich Erika und Helmut bemüht, Klarheit über das Schicksal ihrer Schwester zu bekommen. Eine wichtige Hilfe war ihnen dabei Frau Pfeiler-Iwohn, die schon so viele Schicksale von ostpreußischen Heimkindern klären konnte. Sie hat auf einer ihrer Transportlisten die Namen von Erika und Helmut stehen, aber nicht den von Christel Wohlgefahrt. Dafür ist während der Ausreise eine **Christel Wohlgerat** in ein Krankenlager gekommen, Endziel dieses Transportes über Grimmen war Berneburg. Eine Christel Wohlgerat ist aber in keinem Waisenhaus verzeichnet, so daß anzunehmen ist, daß es sich hier um ein und dieselbe Person handelt. Zwar wird das Alter unterschiedlich angegeben, Christel Wohlgerat wurde um zwei Jahre jünger geschätzt, aber das spielt bei der damaligen Unterernährung keine Rolle. Es gibt nun viele Fragen: Ist das Kind unter dem falschem Namen verstorben, wenn ja, wann und wo? Ist es in Königsberg geblieben, hat es doch weiter gelebt? Wer war mit Christel Wohlgefahrt zusammen in einem Heim? Es wäre für ihre noch lebenden Geschwister und vor allem für die Tochter von Erika, **Martina Hauschild**, schon ein Wunder, wenn sie endlich Klarheit über Christels Schicksal bekämen. Frau Hauschild hat schon einmal einen Erfolg gehabt, als sie eine Nachbarin aus dem Heimatdorf ihrer Mutter, Rauschbach, ausfindig machte; vor Weihnachten gab es ein freudiges Wiedersehen. Unsere Zeitung und vor allem unsere „Ostpreußische Familie“ schienen ihr allerdings bisher unbekannt gewesen zu sein, denn sie wurde jetzt von einem Leser auf uns aufmerksam gemacht (Zuschriften an Martina Hauschild, Lange Straße14 in 27419 Tiste, Telefon 0 42 82 / 7 33 94)!

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Wir gratulieren ...

zum 97. Geburtstag

Dziomba, Frieda, geb. Lutz, aus Halldorf, Kreis Treuburg, jetzt Stiftungsdorf Osterholz, Ellener Dorfstraße 3, 28325 Bremen, am 18. Februar

Uschkoreit, Charlotte, geb. Goersch, aus Tapiau, H.-W.-Ring, Kreis Wehlau, jetzt Dürener Straße 37-39, 31303 Burgdorf, am 16. Februar

zum 96. Geburtstag

Degenhardt, Ottilie, geb. Markowski, aus Deutscheck, Kreis Treuburg und Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt Am Bleidenbach 33, 35789 Weilmünster, am 15. Februar

Dittkrist, Walter, aus Schirrau, Groß Schirrau, Kreis Wehlau, jetzt Alpenrosenstraße 2, 49811 Lingen, am 18. Februar

Karlisch, Gertrud, aus Deutscheck, Kreis Treuburg, jetzt Blechhofweg 3 a, 41540 Dormagen, am 13. Februar

zum 95. Geburtstag

Hamann, Minna, geb. Pucknuss, aus Tilsit, jetzt wohnhaft Lipper Straße 34, 49078 Osnabrück, am 16. Februar

Strupath, Erich, aus Poppendorf, Kreis Wehlau, jetzt Brahmsweg 2, 27299 Etelsen, am 13. Februar

zum 94. Geburtstag

Ladwig, Erwin, aus Königsberg, Schnürlingstraße 37, jetzt Freiherr-von-Stein-Straße 16, 63263 Neu-Isenburg, am 24. Februar

Naumann, Gertrude, geb. Schenk, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Gaußstraße 99 C, 27580 Bremerhaven, am 14. Februar

zum 93. Geburtstag

Diesing, Erika, geb. Roppel, aus Plöwken, Kreis Treubung, jetzt Heiligenstraße 80, 40721 Hilden, am 17. Februar

Lorenz, Hildegard, geb. Timm, aus Roddau, Perkuiken, Kreis Wehlau, jetzt Neue Straße 53, 21073 Hamburg, am 15. Februar

Maraun, Herbert, aus Kleschen, Kreis Treuburg, jetzt Hildebrandstraße 62, 34125 Kassel, am 19. Februar

Ollech, Gertrud, aus Farienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Jesefa-Metz-Straße 6, 32423 Minden, am 13. Februar

Seesko, Emmi, geb. Paprotka, aus Borken, Kreis Treuburg, jetzt Auf der Schützeneich 6 E, 51399 Burscheid, am 14. Februar

Teschner, Gerhard, aus Wolitta, Kreis Heiligenbeil, jetzt Valbert Bahnhof 1, 58540 Meinerzhagen 2, am 9. Februar

Wieczorek, Hedwig, geb. Leyk, aus Warchallen, Kreis Neidenburg, jetzt Feißneckblick 119, 17192 Waren, am 16. Februar

zum 92. Geburtstag

Baun, Gertrud, aus Petersgrund, Kreis Lyck, jetzt Weinbergstraße 39, 34117 Kassel, am 17. Februar

Henning, Paul, aus Guhringen, Westpreußen, jetzt Werfelring 76, 22175 Hamburg, am 13. Februar

Kurella, Otto, aus Klein Jerutten, Kreis Ortelsburg, jetzt Bieberstein 78, 51674 Wiehl, am 19. Februar

Ollech, Erich, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Straßburger Straße 8, 44623 Herne, am 15. Februar

zum 91. Geburtstag

Striewski, Waltraud, geb. Sypitzki, aus Wiesengrund, Kreis Lyck, jetzt Joh. Hospital, Senioren-Wohnung 6, EG, Bleichenpfad 9, 26316 Varel, am 19. Februar

Urban, Willi, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Solmitzstraße 47, 23569 Lübeck, am 15. Februar

Wohlgemuth, Arno, aus Neulinkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Im Vogelsholz 24, 42369 Wuppertal, am 15. Februar

Zeiger, Elfriede, geb. Schmidt, aus Warnien, Kreis Wehlau, jetzt Robert-Havemann-Straße 13, 15236 Frankfurt/Oder, am 18. Februar

zum 90. Geburtstag

Barzick, Anna, aus Rostken, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 66, 51647 Gummersbach, am 19. Februar

Bulka, Martha, geb. Gusek, aus Lisken, Kreis Lyck, jetzt Stettiner Straße 8, 25563 Wrist, am 19. Februar

Geede, Ruth, aus Königsberg, jetzt Postfach 610143, 22421 Hamburg, am 13. Februar

Lammert, Bruno, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt Erzhütter Straße 91, 67659 Kaiserslautern, am 14. Februar

Lieder, Luise, geb. Wolter, aus Lyck, Lycker Garten 57, jetzt 506-1580 Haro Street, Vancouver B. C. V6G 1G6, Kanada, am 18. Februar

Rettkowski, Käthe, geb. Paykowski, aus Großheidenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Langen Feld 13, 31141 Hildesheim, am 19. Februar

Richter, Gretel, geb. Paehlke, aus Plöwken, Kreis Treuburg, jetzt Bachgasse 7, 72116 Mössingen, am 17. Februar

Schlaak, Hedwig, aus Langheide, Kreis Lyck, jetzt Lohauserholzstraße 33, 59067 Hamm, am 15. Februar

Wischnewski, Friedrich, aus Scharnau, Kreis Neidenburg, jetzt Hohenstaufenring 70, 31141 Hildesheim, am 18. Februar

zum 85. Geburtstag

Bartsch, Erika, geb. Greczyk, aus Birkenwalde, Kreis Lyck, jetzt Kirschblütenweg 1, 50996 Köln, am 16. Februar

Beledau, Marianne, geb. Bledau, aus Kahlholz, Kreis Heiligenbeil, jetzt An den Weiden 3, 38667 Bad Harzburg, am 19. Februar

Beyer, Kurt, aus Schloßbach, Kreis Ebenrode, jetzt am Ehrberg 24, 37619 Bodenwerder, am 19. Februar

Conrad, Lisbeth, aus Eiserwagen, Kreis Wehlau, jetzt Straße der Jugend 11, 17268 Remplin, am 18. Februar

Freudenberg, Annemarie, geb. Robitzki, aus Gr. Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kronshagener Weg 87, 24116 Kiel, am 14. Februar

Friderici, Lucia, geb. Mikotowitz, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Baikonurweg 36, 08066 Zwickau, am 13. Februar

Gutsch, Hilde Anna, geb. Rudat, aus Wilhelmsbruch, Kreis Elchniederung, jetzt Nöschenröder Straße 48, 38855 Wernigerode, am 17. Februar

Hüpscher, Emma, geb. Katzmarzik, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hubertusstraße 9, 45657 Recklinghausen, am 16. Februar

Itzek, Frieda, aus Wilhelmshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Birminghamstraße 12/4, 65934 Frankfurt, am 18. Februar

Kalus, Martha, geb. Lorenz, aus Jägerhöh, Kreis Elchniederung, jetzt Wohrtdrift 30, 31812 Bad Pyrmont, am 18. Februar

Kühne, Arthur, aus Fürstenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Echterkamp 77, 32760 Detmold, am 13. Februar

Kurth, Hubert, aus Petersdorf, Kreis Wehlau, jetzt Blumenstraße 45, 16816 Neuruppin, am 15. Februar

Lauff, Karl, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Gerhart-Hauptmann-Straße 27, 50859 Köln, am 17. Februar

Lindenau, Emma, geb. Jotzo, aus Giesen, Kreis Treuburg, jetzt Sperberweg 20, 51381 Leverkusen, am 17. Februar

Lutat, Walter, aus Kurrenberg, Kreis Elchniederung, jetzt Talbrückenstraße 12, 36148 Kalbach, am 15. Februar

Naglatzki, Herta, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Hans-Bredow-Straße 4, 24768 Rendsburg, am 13. Februar

Niedersberg, Magda, geb. Deyda, verw. Kruppa, aus Albrechtsfelde, Kreis Treuburg, jetzt Burgstraße 29, 30823 Garbsen, am 15. Februar

Packheiser, Waldemar, aus Wehlau, Große Vorstadt, jetzt Bohnstraße 3, 22587 Hamburg, am 14. Februar

Rehfeld, Ella, aus Kreis Elchniederung, jetzt Langefeldstraße 9, 06847 Dessau, am 1. Februar

Rogowski, Walter, aus Ebenfelde, Kreis Lyck, jetzt Ilgerstraße 7, 99768 Ilfeld, am 16. Februar

Rohde, Gerda, geb. Steinort, aus Wargienen, Kreis Wehlau, jetzt Dieselstraße 2, 65197 Wiesbaden, am 16. Februar

Rydzewski, Frieda, geb. Kollek, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Bremer Straße 14, 30419 Hannover, am 17. Februar

Saborowski, Erich, aus Krupinnen, jetzt Krugwiese 2, 38640 Goslar, am 17. Februar

Sturies, Ellida, geb. Schenk, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Hamburger Chaussee 7, 23858 Reinfeld, am 14. Februar

Vogler, Klara, geb. Rogalitzki, aus Mükühnen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Fultonstraße 8, 28357 Bremen, am 14. Februar

Wöhl, Hildegard, geb. Palluck, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Zickerickstraße 46, 38304 Wolfenbüttel, am 14. Februar

zum 80. Geburtstag

Barsties, Wilhelm, aus Tawe, Kreis Elchniederung, jetzt Clevornstraße 3, 48153 Münster, am 16. Februar

Basmer, Alfred, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Antoniushang 27, 45359 Essen, am 2. Februar

Bernhoff, Edith, geb. Lojewski, aus Treuburg, Grenzstraße, jetzt Espenweg 9, 38448 Wolfsburg, am 18. Februar

Borowy, Siegfried, aus Kobolinnen, Kreis Lyck, jetzt Im Hardel 9, 58455 Witten, am 16. Februar

Brandt, Gertrud, geb. Milwitz, aus Salza, Kreis Lötzen, jetzt Erzbergerstraße 1, 69190 Walldorf, am 16. Februar

Dahlheimer, Friedrich-Wilhelm, aus Bolbitten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Adenauerstraße 11, 33428 Marienfeld, am 16. Februar

Dambrowsky, Henny, geb. Beitat, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Rosenthaler Weg 22, 13127 Berlin, am 16. Februar

Dennig, Kurt, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Schieferkamp 12, 30455 Hannover, am 13. Februar

Dolejska, Herta, geb. Makowa, Kreis Ortelsburg, jetzt Ulmenstraße 10, 24306 Plön, am 15. Februar

Dreier, Bruno, aus Kalgendorf, Kreis Lyck, jetzt Pfarrer-Neumeir-Straße 35, 86199 Augsburg, am 13. Februar

Eden, Erika, geb. Neukamm, aus Schwadenfeld, Kreis Goldap, jetzt Kopperholdtweg 11, 22761 Hamburg, am 17. Februar

Heimberger, Eva-Maria, geb. Spieß, aus Lyck, jetzt Gartenstraße 58, 74595 Langenburg, am 19. Februar

Hellwich, Roland, aus Schulzenwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Hochfeld 12, 21640 Horneburg, am 14. Februar

Katlun, Paul, aus Kukukswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Engelbert-Wüster-Weg 70, 42369 Wuppertal, am 13. Februar

Kayser, Ursula, geb. Christel, aus Allenburg, Schwönestraße, Kreis Wehlau, jetzt Karlstraße 18, 99834 Gerstungen, am 17. Februar

Kozanowski, Edith, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt An den Eigenheimen 13, 17392 Sarnow, am 6. Februar

Kristensen, Anita, geb. Motejus, aus Neulinkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Heisterkamp 13 A, 30916 Isernhagen, am 14. Februar

Kundoch, Heinz, aus Königsberg, Schiefer Berg 18, jetzt Heisenstraße 15, 30167 Hannover, am 13. Februar

Lehsten, Christel, geb. Arndt, aus Malkienen, Kreis Lyck, jetzt Dobbiner Straße 12, 18292 Krakow, am 17. Februar

Lemke, Erich, aus Groß Hoppenbruch, Kreis Heiligenbeil, jetzt Heimstättenweg 1 a, 29339 Wathlingen, am 16. Februar

Link, Gerhard, aus Brittanien, Kreis Elchniederung, jetzt Damaschkestraße 10, 59229 Ahlen, am 19. Februar

Marks, Elfriede, aus Weißensee, Abbau Nord, Kreis Wehlau, jetzt Eisenberger Straße 9, 07639 Wießenborn, am 16. Februar

Neumann, Werner, aus Königsberg, jetzt Am Schulwald 24 C, 22844 Norderstedt, am 15. Februar

Pantel, Erna, geb. Pantel, aus Gobienen, Kreis Elchniederung, jetzt Wacholderberg 14, 54343 Föhren, am 17. Februar

Recht, Waltraut, geb. Wedler, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Bückmannshof 28, 45326 Essen, am 14. Februar

Rühling, Willi, aus Nickelsdorf, Klein Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt Teichstraße 1, 37235 Hessisch Lichtenau, am 15. Februar

Siebert, Hilda-Charlotte, geb. Basmer, aus Mükühnen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Grüner Steg 16, 24784 Westerrönfeld, am 15. Februar

Stryjewski, Harry, aus Treuburg, Bahnhofstraße 34, jetzt Frankring 35 d, 22359 Hamburg, am 17. Februar

Swincicki, Konrad, aus Neidenburg, jetzt Julius-Leber-Straße 12, 51377 Leverkusen, am 19. Februar

Uerpmann, Elfriede, geb. Gehder, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Bergstraße 68, 58762 Eltenau/Solling, am 14. Februar

Ullmann, Dora, geb. Marksch, aus Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt Ernst-Thälmann-Straße 84, 08115 Lichtentanne, am 19. Februar

Wenzel, Max, aus Scharfenrade, Kreis Lyck, jetzt Breslauer Straße 65, 45145 Essen, am 16. Februar

Wischnewski, Christel, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Brahmsstraße 18, 29223 Celle, am 14. Februar

Zdunek, Paul, aus Materschobensee, Kreis Ortelsburg, jetzt Ulmenstraße 31, 47239 Duisburg, am 16. Februar



zur Goldenen Hochzeit

Schuetz, Heinz, aus Danzig, und Frau Edith, aus Liebenfeld/Pr., jetzt 28 Hawleys Corners Rd, Highland, NY 12528, USA, am 11. Februar

Den Opfern gewidmet

Vertreibungs-Schicksale aus dem Kreis Osterode

Die Dokumentation ist dem Gedenken an die Opfer gewidmet ... An die Opfer der Besetzung unseres Heimatkreises durch die Rote Armee und die Flucht und Vertreibung der Bevölkerung erinnern keine Gräber und kein Denkmal. Sie sollten nicht vergessen werden." Damit dies nicht geschieht, hat die Heimatkreisgemeinschaft Osterode das Buch „Flucht und Vertreibung aus dem Kreis Osterode Ostpreußen 1945" herausgegeben.

Hierin sind zahlreiche Zeitzeugenberichte abgedruckt, von denen manche den Frontverlauf aus militärischer Sicht sachlich schildern, während andere ihre ureigensten Erlebnisse in der Heimat, während des Krieges oder während der Flucht erzählen.

Seite an Seite reihen sich die Berichte aus den Federn der verschiedensten Verfasser. Auf Hochglanzpapier gedruckt, werden die grausigsten Erlebnisse meist nüchtern wiedergegeben.

Alfred Knafla, dem Bearbeiter der Dokumentation, ist es gelungen, mit seiner Zusammenstellung einen Eindruck von der Lage im Kreis Osterode kurz vor, während und nach dem Einmarsch der Roten Armee zu vermitteln. Verzweifelung und

Foto: PAZ

Chaos, vor allem aufgrund der Unwilligkeit der Behörden rechtzeitig zu evakuieren, kamen über die Menschen. Speziell die Osteroder Trecks erlebten, da sich unter anderem ihre Fluchtwege auf dem Weg nach Liebemühl vereinten und sich die Wagen dort stauten, ein Fiasko: Sie wurden massenweise von den heranrückenden sowjetischen Panzern überrollt.

Wer glaubt, schon alles zum Thema „Flucht und Vertreibung" gelesen zu haben, wird hier trotzdem noch auf Berichte stoßen, die er so noch nicht gelesen hat. „Ich selbst kann mich auf jede Einzelheit ganz genau besinnen ... Nachdem die Russen uns draußen vor der Tür bei hellem Mondschein so aufgestellt hatten, wie wir zusammengehörten, trat der dritte Russe mit Maschinengewehr vor, und unter dem Knattern der Schüsse fielen alle getroffen tot zur Erde. Auch ich und neben mir mein Mann und unser 16jähriger Junge. Wie lange ich da zwischen den Toten gelegen habe, weiß ich nicht ... Im ganzen hatte ich 15 Schußwunden erhalten, davon allein sechs Brustschüsse."

Kreisgemeinschaft Osterode (Hrsg.): „Flucht und Vertreibung aus dem Kreis Osterode Ostpreußen 1945", Rautenberg, Leer 2005, geb., 197 Seiten, 15 Euro

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



Baden-Württemberg

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Freitag, 17. Februar, 14.30 Uhr Treffen in Hettingen im „Hasenwald“ zur Faschingsrunde. Kontakt: Rosemarie Sieglinde Winkler, Telefon (0 62 81) 81 37. – Sonnabend, 5. August bis Sonnabend, 19. August unternimmt die Kreisgruppe ihre 23. Ostpreußenfahrt. Die Reise umfaßt das ganze Ostpreußen mit dem Memelgebiet, der Kurischen Nehrung, dem Königsberger Gebiet (unter anderem Insterburg und Gumbinnen) sowie Süd-Ostpreußen mit Masuren und Ermland. Auch Westpreußen mit Danzig, die Kaschubei und Pommern / Ostseeküste und Stettin sowie die Hauptstadt Polens, Warschau, stehen auf dem Programm. Wer sich dafür interessiert, möge bitte die Vorsitzende Rosemarie S. Winkler, Telefon (0 62 81) 81 37, anrufen.

Esslingen – Donnerstag, 16. Februar, 15 Uhr Monatstreff im „Waldheim“ (Zollberg) in Esslingen. Gezeigt wird „Die Reise nach Tilsit“. Kontakt: Heinz Czwalina, Telefon (07 11) 36 22 86.

Heidelberg – Sonnabend, 18. Februar, 15 Uhr findet die Jahreshauptversammlung statt. Anschließend gibt es einen Dia-Vortrag „Kurzreise ins Baltikum“. Kontakt: Eva Schmehling, Telefon (0 62 21) 43 68 18.

Reutlingen – Donnerstag, 16. Februar, 14 Uhr trifft sich die Frauengruppe zum Fastnachtsnachmittag im „Café Sommer“ in der Wilhelmstraße. Programm: „Wir können auch im Alter noch fröhlich und guter Dinge sein.“ Darum bitte Hütchen und etwas Dekoration nicht vergessen. Ostpreußinnen, die den Weg zur Gruppe noch nicht gefunden haben, sind herzlich eingeladen. Auch 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung bleiben wir der unvergessenen Heimat treu. Heimatarbeit ist darum sehr wichtig, um Gebräuche und Erinnerungen wachzuhalten.

Schwenningen – Montag, 27. Februar, 10.15 Uhr Treffen vor dem Schwenninger Bahnhof zur Busfahrt nach Bad Dürrheim. Besichtigung von „Dehner“. Mittagessen im „Schwarzwälder Hof“, danach wird der Rosenmontags-Umzug angesehen. Rückkehr nach Schwenningen über das Moos.



Bayern

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, www.low-bayern.de

Bamberg – Die langjährige 1. Vorsitzende der Gruppe, Edita Jackermeier, feierte ihren 80. Geburtstag. Die Mitglieder des Vorstandes gratulierten stellvertretend und brachten den Dank für das ehrenamtliche Engagement zum Ausdruck. Gerade der 1. Vorsitz erfordert nicht nur viel Zeit sondern auch eine Menge an Übersicht und Koordination. Immer wieder betont Edita Jackermeier, daß sie diesen Einsatz aus Verantwortung für das Andenken an unsere Heimat leistet, gegen das Vergessen und für die Weitergabe unserer Kultur an die nachfolgende Generation. Dafür und auch persönlich wünscht die Gruppe gute Gesundheit.

Erlangen – Dienstag, 21. Februar, 14.30 Uhr Treffen im Jugendzentrum Frankenhof, Raum 17.

München – Sonnabend, 18. Februar, 14.30 Uhr Kaffeetafel und Vortrag von Hans-Otto Kößler im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Thema: Martin Luther: „Was ich nicht oder auch nicht mehr wußte“. – Zur ersten Veranstaltung im neuen Jahr kamen trotz Winterwetters viele Besucher ins Haus des Deutschen Ostens. Der darüber sehr erfreute Vorstand begrüßte fast 50 Mitglieder und Gäste. Astrid von Menges, Mitglied der Gruppe und Autorin, las aus ihrem neuen Buch „Orangen für Königsberg“. Das ergreifende Schicksal einer jungen Ostpreußin, einer „Dagebliebenen“ in den Jahren 1947/1948 und danach löst tiefe Betroffenheit aus. Astrid von Menges lernte Elvira Syroka Ende der 90er Jahre in Königsberg kennen und schrieb ihre authentische Geschichte auf. Vor Beginn Ihrer Lesung zeigte Astrid von Menges die positiven Veränderungen Königsbergs anläßlich der 750-Jahr-Feier anhand von Dias. So auch die Feierlichkeiten in der Auferstehungskirche und im Dom.



Brandenburg

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Tel. und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Tel. (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Ostpreußen trafen sich im Regine-Hildebrand-Haus in Oranienburg – Am 19. Januar trafen sich die Ostpreußen mit Interessenten, um einen Vortag über den Ambulanten Krankenpflegedienst und die damit verbundenen Aufgaben zu erfahren. Dazu hatte die Gruppe zwei erfahrene Mitarbeiterinnen eingeladen. Beide Damen erläuterten in lockerer Form und mit viel Mitgefühl ihre täglichen Aufgaben bei dem ambulanten Pflegedienst Michael Bethke, Oranienburg, Kanalstr. 4. Es wurden viele gute Pflegeprodukte ausgestellt, die man kaufen kann und durch ein kleines Gewinnspiel in unserer Runde gewinnen konnte. Somit gestaltete sich dieser Nachmittag recht; aufgelokkert und hoch interessant. Die vorgestellten kleinen Pflegediensteinrichtungen haben einen wohnlichen Charakter und ähneln nicht Kranken-Bettenburgen, wie wir sie bereits in Oranienburg kennen. Neu war, daß es schon mehrere Einrichtungen in Villenform gibt. So in Glienicke der „Sonnengarten“, Wohngemeinschaft in Spandau, die „Pulvermühle“, „Wohngemeinschaft Friedrichstraße“ in Hohen Neuendorf den „Greifswalder Hofgar-

Agnes-Miegel-Gesellschaft

Bad Nenndorf – Sonnabend, 4. März, 10 Uhr Mitgliederversammlung im Rahmen der Agnes-Miegel-Tage 2006 in Bad Nenndorf (alle Veranstaltungen im Schlößchen im Kurpark). 14.30 Uhr Gedenken an Agnes Miegels Grab, 15.30 Uhr „Ich war ein Fräulein' wie damals tausend andere auch“ – Vortrag zu Agnes Miegels Englandaufenthalt 1902-04 von Dr. Rudolf Muhs (London). 19.30 Uhr Lesung mit Barockmusik „Agnes Miegel und England“ – Gisela Limmer von Massow und Sibylle Tormin lesen Gedichte und Prosa, es spielt das „Agnes-Miegel-Ensemble“. – Sonntag, 5. März, 10 Uhr „Der Kuckuck auf dem Baume“ – Offenes Singen mit Adelinde Sebald. Nähere Informationen zu den Agnes-Miegel-Tagen unter Telefon (0 57 23) 91 73 17 oder im Internet: www.Agnes-Miegel-Gesellschaft.de

Die Heimat grüßt

Alte Postkarten aus Mohrungen

Historische Ansichtskarten aus dem Kreis Mohrungen dokumentieren die Vielfalt einer deutschen Kulturlandschaft. Die Druckerschwärze ist kaum trocken. Taufrisch ist das Buch mit dem langen Titel, über das hier zu berichten ist. Doch es wird kein Tautropfen sein, der mehr oder minder verstohlen über das Antlitz rollt, wenn man diese gedruckte Erinnerung in die Hand nimmt. Es ist wie ein Eintauchen in eine bessere Zeit, wie die von vielen lang ersehnte Rückkehr in die unvergessene und unaufgebbare Heimat. In dem Untertitel heißt es schlicht: „Eine Reise in eine vergangene Zeit“. Die Herausgeber, Gisela Harder und Ernst Vogelsang, wollen mit dem fotografischen Poesiealbum möglichst viele der Mohrunger Städte, Dörfer und Flecken dem kollektiven Vergessen unseres Volkes entreißen. Sie lassen mit den vertrauten Bildern von etwa 60 Orten dieses oberländischen Kreises die schönsten Saiten in der Seele des Betrachters anklingen.

Der Titel dieser Publikation, die im Dezember 2005 im Auftrage der Mohrunger Kreisgemeinschaft erschienen ist, hätte aber auch „Mohrungens verblichene Schönheit“ lauten können. Denn kaum noch etwas von dieser deutschen Kulturlandschaft hat die polnische Besetzung überdauert. Noch ein Grund mehr für das Rollen von „Tautropfen“ beim Betrachten der historischen Fotos unserer Heimat.

Das Buch „Städte und Dörfer im Kreis Mohrungen auf alten Ansichtskarten“ ist im handlichen A-5-Querformat gedruckt. Es zeigt auf mehr als 200 Seiten „Glanz und Gloria“ der Städte und Ortschaften, der Güter und Ausflugsstätten im „Mohrungschen“. Obwohl die Städte, allen voran die Kreisstadt, einen besonders breiten Raum einnehmen, ist es schon erstaunlich, was Gisela Herder an alten Ansichten mit Hilfe vieler Mitglieder der Kreisgemeinschaft zusammengetragen hat. Sie geben den „Grüßen aus der Heimat“ Breite und Vielfalt.

Himmelfort, Hoffnung, Paradies – wem sagen diese Namen noch etwas? Doch, es gibt sie noch, jene Deutschen, die dort leb(t)en und jene, denen diese Orte noch etwas bedeuten. Dieses Buch weckt Erinnerungen bei den Landsleuten, die Kants Groß Arnsdorf wie Hegels Mohrungen oder Steenkes Oberländischen Kanal noch kennen. Es weckt Sympathien für die großartige preußische Landeskultur, die das Kreisgebiet über 700 Jahre gestaltete und prägte. Es weckt das Gefühl, wieder zu Hause zu sein. In der von Ernst Vogelsang bekannten Art werden zu den vielen Abbildungen kurz und präzise sachkundige Informationen gegeben. Mir gefällt, daß das historische Bild im Mittelpunkt der Publikation steht. Trotzdem hätten es schon ein paar Auskünfte mehr über Land und Leute sein können.

Diese Foto-Dokumentation mit insgesamt 200 Wiedergaben, davon 16 Seiten in Farbe, ist nicht nur „alten Mohrungern“ zu empfehlen, sondern paßt bequem in das Reisegepäck jedes deutschen Besuchers, der unserem Oberland die ihm gebührende Ehre erweist.

Kersten Radzimanowski

Gisela Harder und Dr. Ernst Vogelsang (Hrsg.): „Städte und Dörfer im Kreis Mohrungen auf alten Ansichtskarten“, Kreisgemeinschaft Mohrungen e. V., 224 Seiten, 19 Euro zu beziehen bei der Kreisgemeinschaft unter Telefon (0 51 56) 16 33.

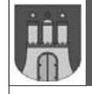
ten“ in Berlin, Prenzlauer Berg. Die Rundum-Versorgung ist 24 stündlich gesichert. Krankenpflege durch das Fachpersonal, Betreuung nach ambulanten Operationen, Urlaubspflege, Verhinderungspflege, Pflegehilfsmittelverleih, Kurzzeitpflegestation, betreutes Wohnen, Hausmeisterdienste, Umzugsservice, eigener Hausnotruf und vieles mehr. Auch wurde ausführlich über die Patientenverfügung gesprochen. Es konnten Vordrucke mitgenommen werden. Die Gruppe bedankt sich bei den zwei Mitarbeiterinnen vom Pflegedienst Michael Bethke. Danach wurde bei einem Glas Wein die ganze Veranstaltung ausgewertet. Es war für jeden etwas dabei, denn wir haben alle das gewisse Alter erreicht, wo wir bald Pflege benötigen werden. Kontakt: Ingrid Epler, Telefon (0 33 01) 70 17 25.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Die Jahreshauptversammlung der Gruppe mußte auf Freitag, 17. Februar, verlegt werden. Beginn ist 14 Uhr im Barlach-Haus mit den Berichten, dem Rückblick und einer Vorschau auf dieses Jahr. Danach sollten sich die Besucher mit einem herzhaften Imbiß stärken. Anmeldung bitte schnellstmöglich unter Telefon (04 71) 8 61 76. Kostenbeitrag 4 Euro.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Gumbinnen – Sonnabend, 11. Februar, 14 Uhr Kreisgruppentreffen im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahn bis Stadthausbrücke oder U-Bahn bis Rödingsmarkt, dann Fußweg von acht Minuten Richtung Michaeliskirche). Thema: Fastnachtliches Fröhlichsein – eigene Beiträge sind gefragt (Bräuche, selbst Erlebtes). Landsleute und Gäste sind herzlich eingeladen. Es gibt eine Kaffeetafel. Kontakt: Mathilde Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60. – **5. Gumbinner Heimattreffen „im Norddeutschen Raum**: Die Besucher freuen sich schon auf den nächsten Heimattag im Hotel Tomfort in Hamburg am 30. September dieses Jahres zum 6. Mal im Norddeutschen Raum.

Insterburg – Freitag, 3. März, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe zum Frühlingsanfang mit gemütlichem Beisammensein und Schabbern in der „Postkutsche“, Horner Landstraße 208. Kontakt: Manfred Samel, Telefon (0 40) 58 75 85.

Osterrode – Sonnabend, 25. Februar, 15 Uhr Einladung zum Kappenfest im Restaurant „Krohn“, Hamburg, Fuhlsbüttler Str. 757. Das Lokal liegt am U- und S-Bahnhof Ohlsdorf, die Buslinie 172 hält direkt vor dem Lokal. Bei Musik und Gesang wollen wir gemeinsam in froher Runde in den Karneval schunkeln. Kappen bitte mitbringen. Das Kaffeegedeck kostet sechs Euro, der Eintritt ist frei, Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Günter Stanke, Telefon (0 41 09) 90 14.

Ansichtssache



Foto: Archiv

Ostpreußenschanze: Das klingt doch sehr militärisch, so wie die berüchtigte „Wolfsschanze“ und aus alten kriegerischen Zeiten „Schwedenschanze“ und „Tatarenschanze“. Zu Irritationen konnte auch im alten Königsberg der Anblick von skigeschulterten Wintersportlern am Nordbahnhof führen. Aber alles hatte seine Richtigkeit, denn das Skiparadies der Königsberger lag im nördlichen Samland, auf dem Galtgarben im Alkgebirge. Gebirge ist nun doch etwas hochgestapelt, denn es handelt sich um einen langgestreckten bewaldeten Höhenzug, dessen höchste Erhebung mit 111 Metern der Galtgarben ist. War vor allen an klaren Herbsttagen die Aussicht von dem auf dem Gipfel stehenden Bismarckturm atemberaubend schön, denn im Norden und Westen blaute in der Ferne die See, im Süden blitzte silbern über dem dunklen Band der Wälder das Frische Haff, tauchten die Türme von Königsberg auf, „ strich über Ackerbreiten der Vogelzug“ – so lag manchmal schon im November das Samland unter einer dichten Schneedecke, und es hieß „Ski und Rodel gut“. Das blieb dann so bis März und April. Und so manche Leser und Leserinnen werden sich an die kalten, klaren Wintertage erinnern, wenn sie auf der in den 30ger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbauten Ostpreußenschanze ihre ersten Sprünge auf den Brettern wagten.

BEZIRKSGRUPPEN

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 27. Februar, 15 Uhr Heimatnachmittag im Gasthaus „Waldquelle“, Meckelfeld, Höpenstraße 88 (mit Bus 443 bis Waldquelle). Die Gruppe feiert Fasching.

SALZBURGER VEREIN

Sonnabend, 18. Februar, 13 Uhr treffen sich Mitglieder und Gäste im Hotel „St. Raphael“ in Hamburg, Adenauerallee 41, zwischen Hauptbahnhof und Bahnhof Berliner Tor. Die Salzburger informieren über ihre Vereinsjahrestreffen in Leogang und hören einen Vortrag von Elimar Labusch aus Lüneburg „Der Elch – das heimliche Wappentier Ostpreußens“. Kontakt: Gerd Obersteller, Telefon (0 40) 7 20 15 57.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Mittwoch, 1. März, Treffen der Frauengruppe im Städtischen Seniorentreff Darmstadt-Eberstadt-Süd III, Weidigweg 2. Die Treffen finden immer am ersten Mittwoch im Monat statt. – „Wönsche tom nie Joahr“‘ überbrachte Erwin Balduhn zum ersten Treffen im neuen Jahr im Kranichsteiner Bürgerhaus am See. Nach der Begrüßung warb Vorsitzender Gerhard Schröder für eine Reise zum Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg, Anmeldung, Tel. (0 61 51) 14 87 88. Anni Oest leitete ihre Geburtstagsgrüße mit dem Gedicht „Immer so ein Wiegenfest“ ein. Im Zeichen Nord-Ostpreußens stand ein Vortrag von Hannelore und Alfred Jüngling von ihrer Reise im vergangenen Jahr. Sie besuchten zunächst die Marienburg als größte und schönste mittelalterliche Wehranlage, dann Cadinen, dessen Gut Wilhelm II. gehörte und einst eine berühmte Majolika-Manufaktur hatte, und Kopernikus’ Wirkungsstätte Frauenburg. Die Haffbahn fährt wieder. Zwei Stunden Warten an der russischen Grenze-, der Reiseleiter wurde aus unerfindlichen Gründen als unerwünschte Person abgewiesen. So konnte die Führung in Königsberg nicht stattfinden. Die Gruppe besuchte dann im Samland den Soldatenfriedhof in Fischhausen und das Bernsteinmuseum in Palmnicken. Die Kirche in Pogethen ist dem Verfall preisgegeben, ebenso Häuser und Straßen in Tapiau. Eine kleine Tafel erinnert am Geburtshaus von Lovis Corinth an den großen ostpreußischen Maler. In Trakehnen, wo es keine Pferde mehr gibt, findet Deutschunterricht statt. In Gumbinnen wurde die Salzburger Kirche besucht, dort existiert auch eine saubere Sozialstation. In Königsberg sind die Straßen seit der 750-Jahr-Feier in gutem Zustand, die Tore haben ihre Figuren wieder, im Dom schreitet der Innenausbau voran und es finden Gottesdienste und Konzerte statt. Neu ist die orthodoxe Erlöserkirche. Die Besucher bekamen Einblick in die katholische Sozialstation, in der Straßenkinder und Obdachlose mit deutscher Hilfe betreut werden. Inzwischen war der Reiseführer wieder zur Reisegruppe gestoßen. Auf der Kurischen Nehrung besuchte man das Thomas-Mann-Haus und die Künstlerkolonie. Hier wird besonders der Unterschied zwischen der litauischen und russischen Oblast deutlich. Eine Stadtführung in Memel folgte. Nach mehreren Stationen kam man zum Spirdingsee und nach Nikolaiken, das sich bestens verändert hat. Eine Stakfahrt auf der Krutinna schloß sich an. Die 3600 Kilometer lange Reise endete in Thorn. Viel Beifall dankte den Vortragenden.

Frankfurt am Main – Donnerstag, 23. Februar, 14 Uhr Plachander-Nachmittag im Haus der Heimat, Porthstr. 10, Frankfurt. – Montag, 20. Februar, 11 Uhr (Abfahrt Hauptfriedhof) Ausflug in den Hessenpark zum bunten Nachmittag. Anmeldungen bei Gerlinde Groß, Telefon (0 60 81) 5 97 34.

Dillenburg – Mittwoch, 22. Februar, 15 Uhr Monats- und Jahreshauptversammlung im „Café Eckstein“ in der Königsberger Straße. Sie steht unter dem Motto „Der Februar ist der Direktor aller Vergnügen. So lachten wir in unserer Heimat“, mit Beiträgen verschiedener Gruppenmitglieder. – Zur ersten Monatsversammlung begrüßte der Vorsitzende Lothar Hoffmann viele Mitglieder, die trotz des winterlichen Wetters erschienen waren. Nach dem Kaffee las Maritta Meier ein kleines Gedicht „Zum neuen Jahr“. Hans Löhner schloß sich an mit Gottfried Kellers „Der Winter“, bei dem am Ende die Hoffnung auf den Frühling anklingt. Außerdem berichtete er kurz, wie er und seine Frau in Schaffhausen Kellers Haus gesucht und gefunden hatten. Dann brachte Lothar Hoffmann ein Lebensbild des dänischen Dichters Hans Christian Andersen, dessen 200. Geburtstag im vorigen Jahr begangen wurde und den die meisten durch seine Märchen kennen. Bei seinen Aufenthalten in Deutschland lernte er Adalbert von Chamisso kennen, der sein Werk stark beeinflußte. Sein großes literarisches Vorbild war der in Königsberg geborene E.T.A. Hoffmann. Andersen entwickelte aber seinen ganz eigenen Stil, der vor allem in seinen Märchen zum Ausdruck kommt. Er starb 1875 in Kopenhagen. Dann las Gundborg Hoffmann die Erzählung „Zwölf mit der Post“: In der Neujahrsnacht wird überall mit Feuerwerk und Sekt gefeiert. Punkt Mitternacht hält am Stadttor die Postkutsche, es steigen nacheinander 12 Reisende aus und werden von der Schildwache nach Namen und Stand befragt. Die Reisenden – es sind die zwölf Monate – wünschen den Menschen in der Stadt alles Gute zum neuen Jahr. Nachdem Lothar Hoffmann noch einige Termine für die nächste Zeit bekannt gegeben hatte, blieb noch Zeit zum Plachandern bis der Nachmittag schloß.

Wiesbaden – Donnerstag, 23. Februar, 17.30 Uhr Stammtisch im Restaurant „Kleinfeldchen“, Wiesbaden, Hollerbornstraße 9. Serviert wird Schmandhering. Es kann auch nach der Speisekarte bestellt werden. Bitte anmelden bis zum 17. Februar bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58. Auch wer das Stammessen nicht möchte, sollte sich wegen der Platzdisposition unbedingt anmelden. ESWE-Busverbindung: Linie 4, 17, 23, 24 und 27 (Haltestelle Kleinfeldchen). Denken Sie bitte an den (pünktlichen) Beginn 17.30 Uhr.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel. (0 51 36) 43 84

Hannover – Die Hannoversche Gruppe traf sich am 13. Januar zum traditionellen Königsberger Klops-Essen. Fast 50 Mitglieder der Heimatgruppe Königsberg und der Gruppe der Ostpreußen konnte die Leiterin Roswitha Kulikowski begrüßen. Nach dem Essen hielt Luisa Kazuknieskiene, die als Kind Luise Quitsche nach Litauen verschlagen wurde, einen Vortrag. Sie lebt noch heute dort und berichtete über ihr Leben als deutsches Kind in Litauen. Auch über die heute noch in Litauen verstreut lebenden Deutschen konnte sie berichten. Nach dem interessanten Vortrag wurden noch viele Fragen beantwortet. Großes Interesse fand auch wieder das ausgelegte Königsberger Adreßbuch von 1941. – Am Sonnabend, 11. Februar, findet unser bunter Nachmittag statt. Da die

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

Anmeldungen sehr sparsam sind, hat der Vorstand sich entschlossen, die Tanzkapelle abzubestellen und im kleinen Rahmen eine humorvolle Kaffeestunde zu arrangieren. Am Sonnabend, 11. März, 14.30 Uhr trifft sich die Insterburger Gruppe zum gemeinsamen Kaffeetrinken mit hannoverschem Butterkuchen und ostpreußischem Raderkuchen in der Bothfelder Kirche. Anmeldungen bei Heinz Albat, Telefon (0 51 37) 7 62 30.

Osnabrück – Donnerstag, 23. Februar, 15 Uhr Literaturkreis in der Gaststätte „Bürgerbräu", Blumenhaller Weg 43. Kontakt: Barbara Kleine, Vromelo 25, 49084 Osnabrück.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Sonnabend, 25. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung in der Gaststätte „Sprungmann", Osnabrücker Str. 65, 33649 Bielefeld.

Düsseldorf – Donnerstag, 23. Februar, 19.30 Uhr Offenes Singen mit Barbara Schoch im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Raum 412. – Donnerstag, 23. Februar, 19 Uhr Literaturkreis mit Vortrag von Günter Gerstmann „Jedes Wort ein Flügelschlag" – Zum Gedenken an Hanns Cibulka im GHH, Ostpreußenzimmer 412.

Essen – Freitag, 17. Februar, Jahreshauptversammlung mit traditionellem Matjes-Essen und Lesung im Stammlokal „Stern Quelle", Schäferstraße 17, 45128 Essen. Verwandte, Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. Nähere Informationen unter Telefon (0201) 62 62 71.

Münster – Sonnabend, 25. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung der Ost- und Westpreußen im Kolping-Tagungshotel, Ägidiistr. 21 in Münster. Anschließend wird der Videofilm „Von Memel bis Trakehnen" gezeigt. Gäste und Freunde sind herzlich willkommen. Kontakt: Gisela Standow, Telefon (02 51) 78 58 26.

Wesel – Sonntag, 19. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung der Gruppe in der Heimatstube Wesel, Kaiserring 4. Alle Mitglieder und Heimatfreunde mit ihren Angehörigen sind herzlich eingeladen. Die Tagesordnung umfaßt folgende Punkte: Begrüßung, Annahme der Tagesordnung, Bericht des Vorsitzenden / Totenehrung, Bericht der Schatzmeisterin, Aussprache, Bericht der Kassenprüfer, Entlastung des Vorstandes, Schlußworte, Kaffeetrinken sowie Dia-Vortrag Süd-Ostpreußen-Danzig-Hela.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 4. März, 14.30 Uhr Treffen in der Heimatstube, Lutzerstraße 20 in Kaiserslautern. Kontakt: Norbert F. A. Heise, Telefon (0 63 03) 65 61.

Ludwigshafen – Sonntag, 5. März (erster Fastensonntag), 14 Uhr findet das Ermländertreffen in Ludwigshafen-Gartenstadt, Brandenburger Str. 1-3 statt. Es beginnt mit der Eucharistiefeier in der St. Hedwigskirche, anschließend gemütliches Beisammensein im Pfarrheim. Kuchenspenden sind willkommen. Kontakt: Angelika Kuss, Meckenheimer Str. 43, 67127 Rödersheim-Gronau.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftsstelle: Christine Altermann, Tel. und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechst. Di.–Do., 9–16 Uhr

Chemnitz – Sonnabend, 18. Februar, 14 Uhr findet in Chemnitz in der Claußstr. 27 die nächste Veranstaltung der Gruppe statt. Thema ist „Das Deutschlandlied – die schönste Hymne der Welt". Gäste sind herzlich willkommen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 1. März, 14–16 Uhr, Handarbeits- und Frauennachmittag im Bestehornhaus, Zimmer 6 in Aschersleben.

Gardelegen – Arbeitsplan für dieses Jahr: Freitag, 24. Februar, 14 Uhr Treffen in der „Begegnungsstätte der Volkssolidarität" Gardelegen. Thema: „Senioren als Zielscheibe", es spricht Polizeihauptkommissar Volker Rosch.

Magdeburg – Freitag, 24. Februar, 16 Uhr Singeproben im „TUS Neustadt". – Dienstag, 28. Februar, 15 Uhr Bowling im Lemsdorfer Weg. Kontakt: Bruno Trimkowski, Telefon (03 91) 7 33 11 29.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Sonnabend, 18. März 13 Uhr (Abfahrt ZOB Bad Schwartau) lädt die „Dittchenbühne" in Elmshorn mit einer Sondervorstellung die Mitglieder und Freunde der Gruppe Bad Schwartau ein. Mit der Komödie „Die Patrioten" von Petras Vaiciunas (1890–1959), die in der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg spielt, zeichnete der Autor ein kritisches Bild der damaligen „höheren Gesellschaft". Ein Stück, das immer noch aktuell ist, denn es gibt überall auf der Welt Demagogie, Korruption und Unmoral. Litauen zwischen den Weltkriegen – eine zeit, über die es viel zu erzählen gibt. Die Vorstellung beginnt um 16 Uhr, gegen 14.30 Uhr werden die Teilnehmer mit einem Essen erwartet. Im Gesamtpreis (29 Euro) sind Fahrt, Eintritt und eine ostpreußische Spezialität (Schmandschinken und Rote Grütze) enthalten. Anmeldungen bitte ab sofort bei Regina Gronau, Telefon (04 51) 2 67 06.

Burg / Fehmarn – Der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen (LO) Wilhelm v. Gottberg kommt nach Fehmarn. Dem Landesvorsitzenden und Landeskulturrefenten der LO Edmund Ferner ist es gelungen, den Sprecher Wilhelm v. Gottberg nach Fehmarn zu holen. Dieser hält am 14. März um 15 Uhr im „Haus am Stadtpark" einen Vortrag „60 Jahre nach Flucht und Vertreibung – Aufgaben und Ziele der Landsmannschaften heute". Gäste sind herzlich willkommen.

Kiel – Freitag, 18. Februar, 15 Uhr Treffen der Aussiedlergruppe im Haus der Heimat. – Montag, 20. Februar, 15 Uhr Mitarbeitersitzung im Haus der Heimat.

Mölln – Mittwoch, 22. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung im „Quellenhof" Mölln. Nach Durchführung der Regularien hält Edmund Ferner einen Vortrag über Friedrich Wilhelm I., den Vater Friedrichs des Großen. Die Regierungsweise dieses Monarchen war durch Sparsamkeit und strenge Aufsicht über die Staatsverwaltung geprägt. Als erster Herrscher Europas führte er die allgemeine Schulpflicht ein. Die Armee sollte den Staat schützen. Er legte die Grundlagen, auf denen sein Sohn Friedrich II. Preußen zur Großmacht ausbauen konnte. Nach dem Vortrag gibt es das traditionelle Königsberger-Klops-Essen. Wahlweise kann ein anderes Gericht bestellt werden. Anmeldung bis 20. Februar bei Irmingard Alex, Telefon (0 45 42) 36 90. Gäste sind herzlich willkommen. – Fortsetzung des Berichts vom Vortrag über Schutz vor Betrug – Beispielsweise verleitet zum Diebstahl, wenn Geldbörsen und Kreditkarten bei Einkäufen offen liegen gelassen werden. Die meisten Täter versuchen, durch die Eingangstür oder durchs Fenster einzusteigen. Ab August 2006 kann die Polizei Handwerksbetriebe nennen, die ein Haus gratis auf Einbruchsicherheit prüfen. Zu den Tricks an der Tür gehört das Überbringen von Blumen, Erbitten von Wasser zur Tabletteneinnahme oder das Benutzen von Toiletten. Oft sind mehrere Personen beteiligt, die sich heimlich in die Wohnung schleichen. Bei Unbekannten sollte man stets kritisch sein. Wichtig sind zuverlässige Nachbarn. Über die Polizei wird ein Taschenalarmgerät vertrieben, das abschreckenden Alarm auslöst. Thiel warnte auch vor Telefongesprächen über Gewinnbeteiligungen. Wenn die angegebenen Nummern gewählt werden, entstehen hohe Kosten. Die 0190-Nummern gibt es nicht mehr, bei den 900er Nummern müssen vorher die Kosten genannt werden. Für das Sperren von Kreditkarten sollte Telefon 116 116 gewählt werden. Um die Betreuung von Straftat-Opfern bemüht sich der „Weiße Ring". Elli Wulf begleitete mit dem Akkordeon das Singen von Volksliedern. Die 1. Vorsitzende las zum Abschluß die Geschichte „Nächtliche Schlittenfahrt" von Dr. Lau vor.

Ausstellung

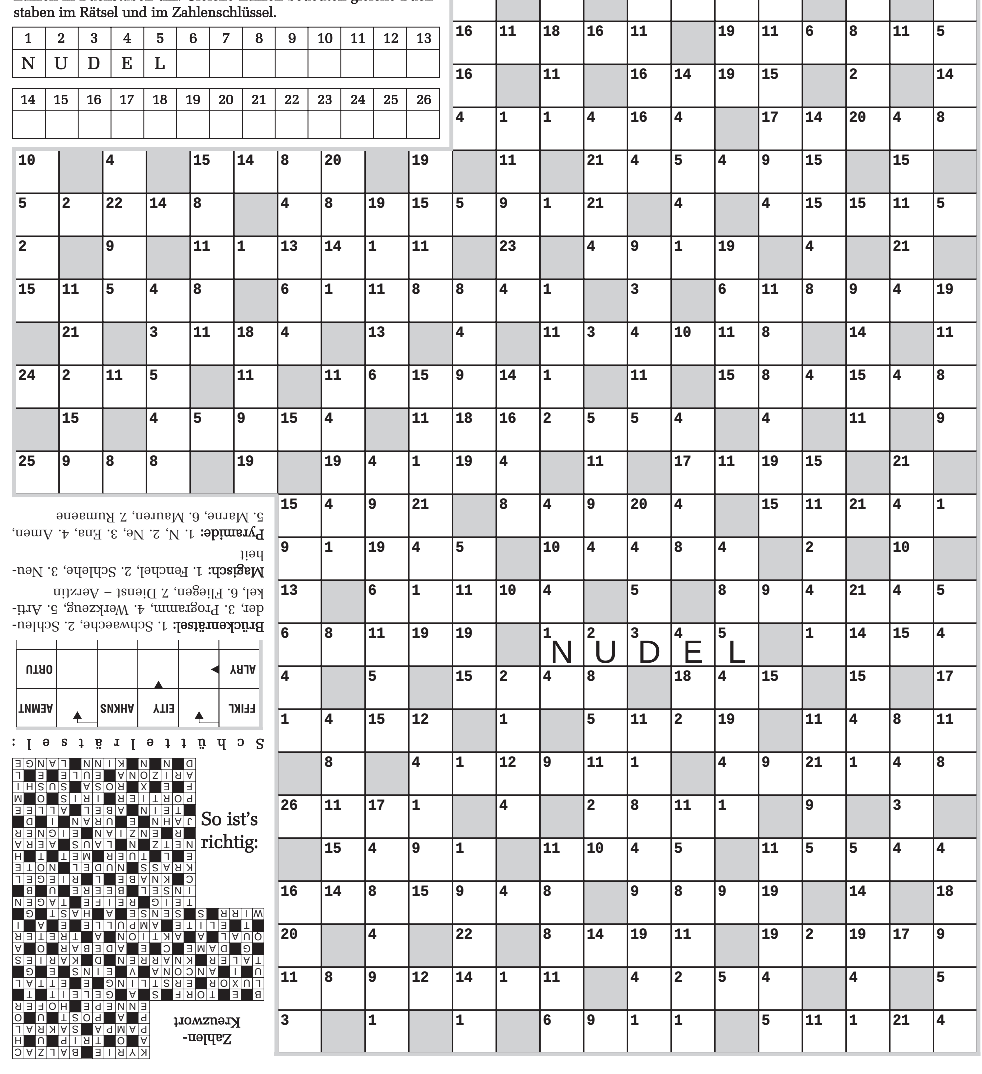
Dortmund – „Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder" heißt eine Ausstellung des Oberschlesischen Landesmuseums und des Westfälischen Industriemuseums, die bis zum 26. März im Westfälischen Industriemuseum auf Zeche Zollern II/IV in Dortmund gezeigt wird. Anhand vieler Einzelschicksale wird das Ausmaß der Vertreibung und der Anteil der Vertriebenen am Wiederaufbau dokumentiert. Kontakt: Telefon (0 21 02) 9 65-0 (233).

Zahlen-Kreuzwort

Das Ausgangswort ist NUDEL. Wandeln Sie nun auch die restlichen Zahlen in Buchstaben um. Gleiche Zahlen bedeuten gleiche Buchstaben im Rätsel und im Zahlenschlüssel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
N	U	D	E	L								

14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26



So ist's richtig:

Brückenrätsel: 1. Schwaeche, 2. Schlieder, 3. Programm, 4. Werkzeug, 5. Artikel, 6. Fliegen, 7. Dienst – Aerztin

Magisch: 1. Fenchel, 2. Schlehe, 3. Neuheit

Pyramide: 1. N, 2. Ne, 3. Ena, 4. Amen, 5. Marne, 6. Mauren, 7. Rumaene

Schüttelrätsel

In diesem ungewöhnlichen Kreuzworträtsel stehen anstelle der Fragen die Buchstaben des gesuchten Wortes in den Fragefeldern. Zur Lösung beginnen Sie am besten mit den kurzen Wörtern (Achtung: ORT kann z. B. ORT, TOR oder auch ROT heißen).

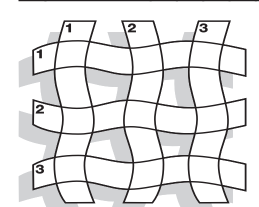
FFIKL · EITY · AHKNS · AEMNT · EEOR · SSUU · ERST · ALRY · ORTU · AEEE IMNS TV · EKLR SU · EFIS · ENST

Brückenrätsel

Erweitern Sie die linken und rechten Wörter jeweils durch ein gemeinsames Wort im Mittelblock. Auf der Mittelachse lesen Sie in Pfeilrichtung eine Medizinkundige.

Nr.	Links	Rechts
1	IMMUN	ZUSTAND
2	WAESCHE	PREIS
3	RUNDFUNK	VORSCHAU
4	SCHLAG	MACHER
5	KONSUM	SERIE
6	SEGEL	PILZ
7	NOT	AUSWEIS

Magisch



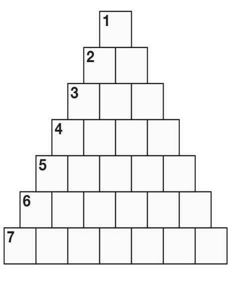
Schreiben Sie waagerecht und senkrecht dieselben Wörter in das Diagramm.

1 Gewürz-, Gemüsepflanze, **2** Schwarzdorn, **3** gerade Aufgekommenes

Pyramide

Sie beginnen mit einem Buchstaben, fügen in jeder Reihe stufenweise jeweils einen Buchstaben hinzu und bilden auf diese Weise immer wieder neue Wörter der angegebenen Bedeutungen. Die Buchstaben können von Reihe zu Reihe umgestellt werden.

1 Abkürzung für Nord, **2** Zeichen für Neon, **3** spanische Königin (Kosename), **4** Gebetsschlusswort, **5** Fluss zur Seine, **6** nordafrikanisches Mischvolk, **7** Südosteuropäer



AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Geschäftsstelle und Archiv – Bis auf weiteres sind aus personellen Gründen beide nicht telefonisch, sondern nur schriftlich zu erreichen. Wir bitten um Ihr Verständnis (Anschrift, siehe oben). – **Helmut Kischkat feierte 80. Geburtstag** – Der Benkheimer hatte zu einer „kleinen" Feier am 7. Januar Familienangehörige, Freunde und Bekannte in die Begegnungsstätte im französischen Garten in Celle eingeladen, um bei guter Gesundheit seinen 80. Geburtstag zu feiern. Aus der näheren und weiteren Umgebung waren die Gäste angereist, um Helmut Kischkat zu gratulieren. Darunter auch Kreisvertreter Kurt-Werner Sadowski mit seiner Frau und Schatzmeisterin Brigitte Junker. Starost (Landrat) Jerzy Litwinienko, Bürgermeister Antoni Piotrowski, Verwaltungsdirektor Tadeusz Ciborski, Dorata Andrulonis von der Sozialstation und die Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft Mauersee Herta Andrulonis aus Angerburg hatten ein gemeinsames Glückwunschschreiben übersandt. Helmut Kischkat wurde am 28. Dezember 1925 in Benkheim (Schäferei) im Kreis Angerburg geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Benkheim, einer Ausbildung in der Landwirtschaft und dem Besuch der Landwirtschaftsschule in Angerburg erfolgte die Einberufung zur Wehrmacht. Durch die Kriegsereignisse verlor er – wie viele andere auch – seine Heimat und damit auch seine beruflichen Grundlagen. Nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft war er zunächst einige Jahre als landwirtschaftlicher Verwalter tätig. Die Tätigkeit in der Landwirtschaft bot aber nur geringe berufliche Perspektiven und erforderte eine berufliche Neuorientierung. Es folgte eine Ausbildung für einen nichttechnischen Beruf, und anschließend fand Helmut Kischkat eine Anstellung in der Betriebskrankenkasse des Volkswagenwerkes in Wolfsburg. Dort war er bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand 38 Jahre als Krankenkassenfachangestellter tätig. In der Kreisgemeinschaft Angerburg ist Helmut Kischkat seit 1989 aktiv und kümmert sich um den Zusammenhalt der Benkheimer. Ebenso setzt er sich für die Verständigung mit den heutigen Bewohnern in der Heimat ein. Außerdem engagiert er sich auch finanziell für die Sozialstation, das Volkskulturmuseum und für die Deutsche Gesellschaft Mauersee in Angerburg. Der Vorstand der Kreisgemeinschaft Angerburg wünscht Helmut Kischkat weiterhin eine stabile Gesundheit und viel Freude bei seinen Reisen in die Heimat.



BRAUNSBERG

Kreisvertreter: Manfred Ruhnau, Tel. (0 22 41) 31 13 95, Fax (0 22 41) 31 10 80, Bahnhofstraße 35 b, 53757 Sankt Augustin. Geschäftsstelle: Stadtverwaltung Münster, Patenstelle Braunsberg, 48127 Münster, Tel. (02 51) 4 92 60 51

Sechstes Begegnungstreffen in der Heimat – Das Treffen findet vom Mittwoch, 14. Juni bis zum Donnerstag, 22. Juni (insgesamt 9 Tage) statt, hier das vorgesehene Programm: Mittwoch, 14. Juni, Abfahrt der Busse ab Deutschland zur Zwischenstation nach Schneidemühl / Pila; Donnerstag 15. Juni, Weiterfahrt nach Braunsberg, Begrüßung (Fronleichnam) durch den Bürgermeister, einchecken in die Hotels. Danach gemeinsamer Gottesdienst in der Kreuzkirche, mit anschließendem Abendessen in den jeweiligen Hotels. Freitag 16. Juni, Fahrt nach Frauenburg, dazu gehört die Dombesichtigung mit einem Orgelkonzert, der Besuch des Gedenksteins, die Haffüberfahrt mit Bademöglichkeit, danach Rückfahrt mit den Bussen, eventuell auch mit dem Schiff; Sonnabend 17. Juni, Tag zur freien Verfügung, 19 Uhr Abschlußabend mit Gästen im Saal von Hotel „Warmia II"; Sonntag 18. Juni, Gottesdienst in St. Katharina, Begegnungstag am Amphitheater mit Mittagessen und kulturellem Programm; Montag 19. Juni, Abfahrt von Braunsberg nach Danzig, Stadtbesichtigung. Einquartierung im Hotel, Fahrt zur Westerplatte; Dienstag 20. Juni, Fahrt zum Seesteg von Zoppot, Besuch der Klosterkirche in Oliva mit Orgelkonzert, der Nachmittag steht zur freien Verfügung; Mittwoch 21. Juni, Abfahrt von Danzig über Lauenburg nach Stolp, Mittagspause, weiter nach Stettin, dort Stadtrundfahrt, anschließend Einquartierung im Hotel „Radisson"; Donnerstag 22. Juni, Abfahrt von Stettin über Kolbaskowo zurück zu den Abfahrtsorten. Programmänderungen sind vorbehalten. Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt. Jeder Teilnehmer der Fahrt benötigt einen Personalausweis, der noch mindestens ein halbes Jahr gültig ist. Anzahlungen bitte gleich mit der Anmeldung vornehmen. Anmeldungen (bitte möglichst bald) bei Manfred Ruhnau, Bahnhof-Str. 35 B, 53757 Sankt Augustin, Telefon (0 22 41) 31 13 95.

GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein / Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

Diesjährige Heimattreffen – Sonntag, 21. und Montag, 22. April, Treffen der Arbeitsgemeinschaft „Ostpreußisch Platt" im „Brenner Hotel" in Bielefeld. – Sonnabend, 29. April, Heimattreffen Kreis Gumbinnen im Rahmen einer Busreise nach Gumbinnen. – Sonnabend, 29. April Heimattreffen in Lüneburg im Haus Zum Hägfeld, Bülowskamp 34 in Lüneburg Kaltenmoor. – Sonnabend, 20. Mai, Treffen der Kreisgruppe Gumbinnen im Teilfeld 1, 20459 Hamburg. – Montag, 5. Juni bis Donnerstag, 8. Juni, 12. Schweizertaler Dorftreffen in Rheinsberg. – Donnerstag, 15. Juni, Rohrfelder Treffen im „Haus Hubertus" in Schneverdingen in der Lüneburger Heide. – Donnerstag, 27. Juli bis Sonntag, 6. August, Bezirkstreffen Gerwen im Rahmen einer Busreise nach Gumbinnen. Dienstag, 8. August, bis Dienstag, 15. August, Heimattreffen des Bezirks Branden in der Heimat im Rahmen einer Busreise. – Montag, 28. August, bis Freitag, 8. September, Heimattreffen des Bezirks Herzogskirch in der Heimat im Rahmen einer Busreise. – Sonnabend, 9. September und Sonntag, 10. September, Bundestreffen der Gumbinner und Salzburger in der Gesamtschule Stieghorst, Detmolderstraße / Am Wortkamp 3 in Bielefeld. – Sonnabend, 23. September, Regionaltreffen für Mainz und Umgebung im Winzerkeller, 55218 Ingelheim. – Sonnabend, 30. September, Treffen der Gumbinner aus dem norddeutschen Raum im „Hotel Tomfort", Langenhorner Chaussee 579, 22419 Hamburg. – Sonnabend, 9. Dezember, Treffen der Kreisgruppe Gumbinnen im Teilfeld 1, 20459 Hamburg. – **Mehr Licht nach Gumbinnen** – Mit dieser Überschrift betitelte das „Westfalen-Blatt" am 19. Januar eine erfolgreiche Aktion, die vom Gumbinner Kreisvorsitzenden Eckard Steiner initiiert und mit einer Schenkungsurkunde der Patenstadt Bielefeld abgeschlossen wurde. 27 Doppelleuchten und vier Vierfachleuchten wurden in Bielefeld verladen und mit einem Lkw nach Gumbinnen verschickt. Nach der Sanierung der Fußgängerzone in Bielefeld hatten die Lampen ausgedient. Da sie noch in tadellosem Zustand waren, wurde der Schenkungsplan der Kreisgemeinschaft Gumbinnen von der Patenstadt Bielefeld sehr positiv aufgenommen und unterstützt. Anfang Januar erfolgte der Transport der Lampen mit einem russischen Lastwagen auf Kosten der Stadt Gumbinnen. Dort sollen sie in den neu gestalteten Grünanlagen der Stadt aufgestellt werden und zum 281. Stadtgründungsfest von Gumbinnen im Mai der Stadt mehr Licht bringen.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Tel. (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24. Geschäftsstelle: Im Preußen-Museum, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Tel. (05 71) 4 62 97, Mi. Sa. u. So. 18-20 Uhr.

Ostpreußen Kalender 2006 – Infolge eines Krankenhausaufenthaltes unseres Landsmannes H.L. ist eine begrenzte Anzahl der Ostpreußen-Kalender nicht zum Versand gelangt. Der Restposten wird zu vorteilhaften Bedingungen an Interessente abgegeben. Bestellungen bitte an die Geschäftsstelle, Tel. (05 71) 4 62 97. – **Hinweis:** Am Sonnabend, 18. Februar, 15 Uhr findet auf Veranlassung unserer Kreisgemeinschaft eine Führung durch das Stadtmuseum Stadt Königsberg in Duisburg, Karmelplatz 5 statt. Die Führung gestaltet Lorenz Grimoni. Das Museum befindet sich im Stadtmuseum Duisburg und ist hinter dem Rathaus gelegen. Interessierte Landsleute haben die Möglichkeit, sich an die Führung anzuschließen.



JOHANNISBURG

Kreisvertreter: Willi Reck, Georg-Büchner-Straße 7, 31224 Peine, Telefon (0 51 71) 1 77 51, Fax (0 51 71) 80 59 73. Schriftführerin: Marlene Gesk, Unewattfeld 9, 24977 Langballig, Tel. (0 46 36) 15 60, Fax (0 46 36) 88 33

Busreise Johannisburg – Die Ortsgemeinschaften Kurwien, Kreuzofen, Erdmannen und Heidig unternehmen vom 17. bis 26. Juli eine zehntägige Busreise nach Johannisburg und in unsere Orte mit Halbpension (Doppelz., Einzelzi., Dusche, WC) im Hotel „Nad Pisa" in Johannisburg zu einem günstigen Gesamtpreis und vielen Leistungen inklusive. Die Gruppe fährt über Stettin, Danzig, Marienburg, das Frische Haff mit Halt zur Besichtigung und Zwischenübernachtung weiter nach Johannisburg. Auf dem Programm in Johannisburg stehen Fahrten zu touristischen und kulturellen Zielen wie Lyck und Nikolaiken. Die Gruppe nimmt teil am Dorffest in Kreuzofen „300 Jahre Bestehen Kreuzofen am Niedersee", besucht in Lötzen das Sommerfest und trifft viele deutsche Vereine, picknickt und grillt am See und trinkt Kaffee auf einem Bauernhof. Die Busabfahrt erfolgt im Ruhrgebiet, weiter entlang Autobahn 2 Hannover–Berlin bis zur Grenze mit mehreren Haltepunkten an Raststätten. Sind Sie interessiert und haben Lust mitzureisen? Weitere Auskünfte erteilen Landsmann Plewka, Tel. (0 23 66) 3 56 51, Fax (0 23 66) 8 15 89, Landsmann Reck, Tel. (0 51 71) 1 77 51 und Landsmann Günter Woyzechowski, Tel. (0 50 66) 6 34 38.



ORTELSBURG

Kreisvertreter: Edelfried Baginski, Tel. (02 09) 7 20 07, Schweidnitzer Straße 21, 45891 Gelsenkirchen. Geschäftsführer: Manfred Katzmarzik, Telefon (02 31) 37 37 77, Am Kirchenfeld 22, 44357 Dortmund

Busreisen 2006 in die Heimat – Die Heimat ist immer eine Reise wert, besonders, wenn sie von erfahrenen Mitgliedern der Kreisgemeinschaft organisiert und durchgeführt wird. Für die nachstehend aufgeführten Busreisen sind noch Plätze frei. Anmeldungen wie im Heimatboten aufgeführt. **Busreise in den Kreis Ortelsburg** vom 18. Mai bis 27. Mai begleitet von Helene Deptolla. Die Hinreise führt über die A2 Hannover – Berlin – Frankfurt / Oder, Zwischenübernachtung im Hotel „SEN" in Swiebodzin. Am nächsten Tag weiter über Thorn, Neidenburg nach Ortelsburg, Hotel „Lesna". Am nächsten Tag besteht die Möglichkeit, an der 100-Jahrfeier der Schule in Klein Jerutten teilzunehmen oder den Tag frei zu gestalten. In den folgenden Tagen abwechslungsreiches Programm mit Ausflügen nach Lyck (Eisenbahnmuseum, Fahrt mit der Schmalspurbahn), Niedersee, Freilichtmuseum bei Hohenstein, Allenstein, Straussenfarm bei Diwitten, Frauenburg, Schiffsfahrt übers Frische Haff, Stakpartie auf der Krutinna, Nikolaiken. Die Rückreise über die gleiche Strecke wie die Hinreise. – **Busreise der Kreisgemeinschaft über Stettin und Danzig nach Ortelsburg** vom 2. Juli bis 11. Juli begleitet vom Kreisvorsitzenden Edelfried Baginski und Christel Sender. Hinreise über die A2 bis Berlin, weiter A1O nach Stettin (Übernachtung). Am nächsten Tag nach Stadtrundfahrt in Stettin weiter nach Danzig mit Übernachtung und Stadtbesichtigung. Weiter zur Marienburg – Mohrungen nach Ortelsburg Hotel „Lesna". In den folgenden Tagen reichhaltiges Ausflugsprogramm, wobei selbstverständlich individuelle Unternehmungen möglich sind. In Ortelsburg kann das Heimatmuseum besichtigt und der Rathausturm bestiegen werden. Vorbereitet sind unter anderem die Fahrt zum „Oberlandkanal" mit Schiffsfahrt über die fünf Rollberge, Besuch der Straußenfarm in Diwitten mit Kutschfahrten und Darbietungen einer Tanzgruppe; Schiffahrt von Niedersee nach Nikolaiken, Kaffee und Kuchen in Zondern-Sadry mit Besichtigung eines Bauernmuseums, Besuch Freilichtmuseum Skansen bei Hohenstein, Allenstein, Kaffeenachmittag mit dem deutschen Kulturverein in Ortelsburg mit Singen von Volksliedern; am Ende Grillabend mit Auftritt der masurischen Volkstanzgruppe „Warmia". Rückreise über Thorn (Altstadtbummel), Posen zum Hotel „SEN" (Zwischenübernachtung) und am nächsten Tag über Frankfurt/Oder zurück ins Ruhrgebiet. – **Busreise nach Kobulten Kreis Ortelsburg** vom 3. Juli bis 16. Juli mit drei Übernachtungen in Kolberg auf der Rückreise, begleitet von Renate Antoniewski. Hinfahrt über Lichen (bei Gnesen), Übernachtungen dann nach Kobulten mit den Übernachtungen bei Gastfamilien. Das vielfältige Programm in Kobulten ist ähnlich wie bei den beiden anfangs angegebenen Reisen. Ab 11. Tag drei Tage Kolberg (bedeutender Ostsee-Kurort) und von dort nach Hause.

Dickkoppsche Nadeln

Einkaufen und die Vorfreude darauf – besondere Ereignisse im Leben auf dem Land

Von Frida Jung

Wir lebten, wie es damals allgemein Sitte war, sehr einfach. Man trank nicht zu jeder Mahlzeit die Milch so schlankweg, wie sie aus der Kuh kommt. Das gab's höchstens zum Mittagessen. Zum Abendbrot wurde der Schmand davon sorgfältig abgeschöpft. Und wenn dieser sich bald darauf im Butterfaß unter den Händen der Schwester in Butter verwandelte, so bekamen wir davon auch nicht gerade fingerdick auf unser Brot gestrichen. Denn hiervon hatte wiederum ein Teil die Verpflichtung, die Wandlung in blanke Silbergroschen durchzumachen. Aus der Glumse stellte Mutter kleine Käse mit Kümmel her, die sehr oft unser Kleinmittag ausmachten, hin und wieder aber auch nach Nemmersdorf zum Verkauf geschickt wurden – sechs Stück für einen Dittchen. Auch Sirup wurde bei uns gekocht, aus Gelbmöhren und Rüben; er schmeckte herrlich und sparte viel Zucker.

Fleisch zu jedem Mittagessen zu erwarten, fiel niemandem ein. Und wäre jemand auf die Idee gekommen – nun, da hätte er ja an dieser allein schon etwas Hübsches gehabt und konnte nun ruhig seine Kartoffelflinsen oder Mehlkeulchen oder dicken Reis dazu essen. Die zwei fetten Borstentierchen und die sechs oder acht Gänse, die in jedem Herbst geschlachtet wurden, lieferten, von Mutter sorgfältig eingeteilt, ein schmackhaftes Stückchen Rauch- und Pökelfleisch für jeden Sonntag, Dienstag und Freitag des Jahres, und nur in besonderen Fällen, wurden einmal ein paar Pfund frischen Fleisches aus Nemmersdorf geholt. Im Dorf selbst gab es weder einen Kaufladen noch einen Krug.

Heutzutage gibt man unter den gleichen Vermögensverhältnissen wohl das Doppelte aus. Aber ich wüßte nicht, daß der Gesundheitszustand sich dadurch gehoben hat. Jedenfalls waren wir damals frisch und blühend. Und was hatten wir für Freuden gerade dadurch, daß uns nicht alle Leckereien nur so auf dem Präsentierteller entgegengetragen wurden. Manchmal passierte bei uns etwas Großes. Wir saßen in der Stube und dachten an gar nichts. Auf einmal hieß es: „Der Sperling ist da, der Sperling ist da!“ Das war aber nicht ein Sperling mit Federn. Das heißt, ja – Federn hatte er, aber in einer Tonne. Doch fliegen konnte er nicht, denn er war kein Sperling, er hieß bloß so. Und jetzt war er wieder da – jetzt war er wieder da!

Er saß in seinem großen Planwagen auf einem Bündel Stroh. Hinter ihm lag allerlei Greuliches – Lumpen, Felle, Knochen – von dem man nicht begreifen konnte, warum der alte Sperling so schöne Sachen dafür gab. Vor ihm aber standen Wannen mit Heringen und grüner Seife, nun, daraus machte einer sich noch nicht so viel. Aber der große Sack mit Semmeln! Und der Kasten, der Kasten! Wenn man von dem Kasten nur ein Eckchen erblickte, schlug einem gleich das Herz bis in den Hals, denn man wußte noch vom vorigen Mal, was darin war. Auf der einen Seite Lakritzen, Gerstenzucker, Johannisbrot und Süßholz, auf der andern Seite „dickkoppsche“ Stecknadeln – nichts als dickkoppsche Stecknadeln! Die waren das Wunderbarste, was es auf der Welt gab, und hießen darum so, weil sie dicke Köpfe hatten, blaue, gelbe, schwarze; manche hatten sogar ein Vögelchen als Kopf. Die Prinzessinnen, Feen und Elfen in unseren Märchen hatten sicher auch alle ihre Schleier und Gewänder mit solchen dickkoppschen Stecknadeln zusammengesteckt.

»Wenn der Wagen kam, schlug ich einen Purzelbaum«

Wenn der Wagen vor der Tür hielt, schlug ich gleich einen Purzelbaum, was mir eigentlich verboten war. Und dann hinauf auf die Lucht.

„Mutterchen, dies?“

„Nein, das ist noch zu schade!“

„Oje! Na denn aber dies – und das – und das!“

Meine Schwester Martha hatte immer das größte Bündel, aber Mutterchen nahm ihr meistens noch etwas weg. „Wo denkst du hin? Das ist noch 'n guter Rock!“ Schließlich aber hatte doch jeder ein ganz nettes Päckchen unter dem Arm. Wenn man jetzt nur schnell herangekommen wäre! Doch nun stand schon das ganze Dorf um den Wagen, ich konnte mich auf den Zehenspitzen rekken, wie ich wollte ...

Endlich kam der Vater, nahm mich auf den Arm und half mir beim Handel. „Zwei Stangen Süßholz, vier Lakritzen und eine Dickkoppsche“, forderte er und lachte so vergnügt, daß ich seine weißen Zähne blitzen sah.

„Gott der Gerechte, nu fängt auch noch der Herr Lehrer an, ausverschämt zu werden. Wer' ich geben aine Stange Sißholz, aine Lakritzen und kaine Dickkoppsche!“ Aber zuletzt gab er doch das, was Vater gefordert, denn der hatte auf mein Bündelchen noch einen halben Dittchen gelegt.

»Heut hab ich euch bloß was Schönes mitgebracht«

Wenn Mutter alle Vierteljahr etwa auf Einkauf nach Gumbinnen fuhr, das war noch viel schöner. Denn jenes war gewissermaßen ein Eintagsglück, aber dies hatte eine regelrechte Vorfreude, ein Morgenrot möchte man sagen – solch eine Fahrt plant man ja nicht von heute zu morgen, sie will bedacht und vorbereitet sein! Und während dieser Vorbereitungen ...

Der große Tag selbst geht dann in seliger Unruhe dahin. „Friedel, wat lachst?“ fragen die Kinder in der Schule, als ich stillvergnügt an meinem Federhalter kaue.

„Na, sull eck nicht lache – ons Mutterke es enne Stadt gefoahre!“ – „Ach so!“

Die Getreuen wissen Bescheid. Morgen in der Stunde wird es heimlich von Hand zu Hand wandern, und diese Hände werden von der Süßigkeit des Geschenks zusammenkleben zu unverbrüchlicher Freundschaft.

Im weiteren Verlauf spielt sich die Sache dann aber verschieden ab, je nach der Jahreszeit. Im Sommer läuft man dem Wagen bis zum Steinerberg entgegen, um noch die paar hundert Schritt mit heimzufahren, im Winter sitzt man am befrorenen Fenster, haucht sich ein Guckloch in die Eisblumen und wartet – wartet.

Endlich ein Schrei: „Sie kommt – sie kommt!“ Wir stehen bereits alle im Flur. „Na, bist du da, Mutterchen?“ Sie versichert freundlich, ja, sie sei nun da! Und weil sie fürchtet, ich könnte fragen, ob sie uns auch etwas mitgebracht, was sie mir als unbescheiden verboten, sagt sie rasch: „Aber heut hab ich euch bloß was Schönes mitgebracht!“

Wir sind schon draußen. Paket um Paket wird vom Wagen oder Schlitten hereingeschleppt. – Und endlich ist es soweit. Aus dem gelben Strohpapier löst sich's langsam: Pamel – „Schusterjungens!“

So lange wir zu denken vermögen, bringt Mutterchen uns solche aus der Stadt Pamel, Gebäck aus Weizenmehl, mit. Aber wir sind gerührt: Sie hätt's ja diesmal auch unterlassen können! Wir bedanken uns jeder nach seiner Art, Hanna etwas zerstreut, Martha sehr fix und gewandt, ich mit Inbrunst. Aber ich kann mir nicht helfen, ich erwarte vom Schicksal noch mehr. Dort das Pack aus dem Kolonialgeschäft! Meinen Schusterjungen in der Hand, durchbohre ich es mit meinem Blick.

„Mutterchen, wird das heute noch ausgepackt?“

„Na, was meinst du, Friedel?“

Ich bin der glühenden Meinung, daß es nötig ist.

„Ja, denn mußt du mir aber dabei helfen, ich bin vom Rumlaufen in der Stadt ganz kaputt!“

O liebe, liebe Mutter! Wenn du dein Dirnlein in dem großen Paket wählen ließest, glaub mir, seine Wonne war größer, als wenn heutzutage ein verwöhntes Kind einen Zeppelin geschenkt bekommt. Und billiger! Sie kostete nichts als Verständnis, und davon hattest du so viel, daß du verschwenden konntest! Oder war es etwa Zufall, daß die „bunte Tüte“, die du jedesmal für zehn Pfennig eingekauft, sich stets ganz tief unten in dem Säckchen befand, so daß die Spannung Zeit hatte zu wachsen – zu wachsen? Ich glaub's nicht. Aber in diesem und in jenem Leben glaube ich an deine Liebe.



Foto: bpk

Hausschlachtung: Fleisch gab es nicht jeden Tag

Die Ostpreußischen Mädchen

Im Jahr 1942 war ich, gerade 19 Jahre alt, Soldat in einer Flakbatterie am Stadtrand von Königsberg in Ostpreußen. Mit Wehmut denke ich heute an diese schöne Stadt mit ihren prächtigen Menschen. Damals interessierten sich junge Soldaten natürlich vorwiegend für die Königsberger Mädchen. In keiner deutschen Stadt habe ich so schöne Mädchen gesehen wie in Königsberg.

Die jungen Soldaten aus den Stellungen und Kasernen der Umgebung zog es in jeder freien Stunde in die Stadt. Treffpunkt waren der Schloßteich mit seinen Ruderbooten und ein großes Tanzcafé – ich glaube es hieß „Café Schwermer“. Ein Erlebnis beeindruckt mich noch heute, nach 60 Jahren.

Ich lud eine hübsche Dunkelhaarige zu einer Kahnfahrt ein, und zu meiner Freude sagte sie zu. Sie schätzte offensichtlich junge Soldaten richtig ein und erzählte mir vorsorglich, während ich fleißig mit Rudern beschäftigt war, daß sie mit einem Maat der Kriegsmarine verlobt sei, der sich auf hoher See befand und dem sie unbedingt treu bleiben wolle.

Ich nahm das damals nicht besonders ernst, aber das war ein Fehler. Es gab nach dem obligatorischen Café-Besuch nicht mal einen Abschiedskuß. Immerhin verabredeten wir auf mein Drängen ein Wiedersehen. Es war eine Zeit des Kennenlernens und Abschiednehmens.

Natürlich war ich pünktlich zur Stelle, aber meine Angebetete erschien nicht. Vermutlich traute sie mir, aber wohl auch sich selbst nicht so recht. Sie hat mich aber nicht einfach „versetzt“, sondern schickte eine Freundin, eine bildhübsche zierliche Blondine, die mir einen Brief übergab, der einzig ein Gedicht enthielt.

Das Gedicht von Emanuel Geibel aber sagt alles aus über dieses blitzsaubere ostpreußische Mädchen, und ich hoffe noch heute, daß ihr damaliger Verlobter soviel Treue auch verdiente. Hier der Wortlaut:

Kurzes Lachen, langes Weinen
das ist der Liebe Brauch.
Jedoch, wiewohl sie Leiden
allzeit zum Lohne gibt,
nie mag von Liebe scheiden,
wer einmal recht geliebt.
Er trägt die heißen Schmerzen
viel lieber in der Brust,
als daß er nie im Herzen
von solchem Glück gewußt.

Ich war nicht lange enttäuscht, sondern verliebte mich umgehend in die hübsche Blonde, deren Namen ich noch heute weiß: Ursel Reiß. Das ging bei jungen Männern auch damals schon schnell, und auf Haar- oder Augenfarbe kam es ich nicht festgelegt. Im Café, bei Kaffee und Kuchen, verabredeten wir ein Wiedersehen. Ich war unendlich glücklich, aber es sollte nur ein kurzes Glück werden. Als ich zu meiner Einheit zurückkam, lag dort schon der Marschbefehl an die Westfront.

Ich erinnere mich heute noch an unser erstes und einziges Rendezvous: Wir saßen unterhalb der Hufenkaserne am Rand einer Blumenwiese, mit Blick auf die Stadt Königsberg und waren sehr traurig. Sie sah mich an mit Tränen in ihren blauen Augen. Dann hat sie mich geküßt. Zum ersten Mal. Es war ein Abschiedskuß.

Heinz Schuren

Stadtbummel

Das Spielzeugmuseum und sein Geheimnis

Ich bummele durch die alte Stadt, genieße ihre Beschaulichkeit, die ihre mittelalterlichen Häuser, die Kopfsteinstraßen ausstrahlen, freue mich am Sonnenschein, der sich in blankgeputzten Scheiben spiegelt, und halte vor den Fenstern des kleinen Museums inne. Drei Menschen stehen bereits davor, machen sich fingerzeigend auf die ausgestellten Spielzeuge, auf Puppenstuben mit winzigen Möbeln, kleinen Küchen mit noch kleineren Kochgeräten aufmerksam, die den Dingen einer vergangenen Zeit nachgebildet sind. Rufe des Entzückens: „Seht einmal, was es früher alles gab. Mit solchen Spielsachen gehen die Kinder heute nicht mehr um!“

Foto: privat

Auch ich schaue, ich kenne das Museum, das ich einmal zusammen mit drei Freundinnen besuchte. Wir konnten uns nicht sattsehen an den Ausstellungsstücken, den Blechautos und -eisenbahnen, den Puppen und Hampelmännern, den verschiedensten Musikinstrumenten, die ebenfalls zur Schau gestellt waren. „Endlich weiß ich, wie eine Leier ausschaut“, meinte eine Freundin. Es war ein unterhaltsamer, vergnügter Nachmittag gewesen.

Die Menschen vor den Fenstern scheinen sehr angetan von den nur andeutungsweise gezeigten Ausstellungsstücken. Ich mische mich in ihre Unterhaltung ein, empfehle den Besuch des Museums als lohnenswert. Für den Hinweis bedanken sie sich.

Ich wende mich ab, bemerke noch, daß sie sich dem Eingang zuwenden, Anstalten machen, das Haus zu betreten. Aber dann höre ich nur: „Aber das kostet ja Eintritt!“ *Annemarie Meier-Behrendt*

Tante Waltraut erzählt

Sprößling Manuel entdeckt das Telefon

Schon seit Monaten wunderte ich mich über unsere ständig anwachsenden Telefonkosten. Dabei waren sie vor zwei Jahren auf ihren absoluten Tiefstand gesunken, nachdem meine beiden 15- und 17jährigen Töchter über ihr eigenes Handy verfügen konnten und demzufolge unsere Leitung aufgrund mangelnder Benutzung einzurosten drohte. Und meine Frau und ich bestätigten uns gegenseitig, keine unnötigen, kostentreibenden Telefongespräche geführt zu haben.

Doch eines Tages erwischte ich unseren knapp vierjährigen Sprößling Manuel am Telefon. Als er mich bemerkte, legte er sofort den Hörer auf, zappelte nervös hin und her, vergaß aber dabei nicht, ein Unschuldsengelgesicht aufzusetzen. Sollte gerade er zum wirtschaftlichen Aufschwung der Telefongesellschaft seinen Beitrag geleistet haben, was demnach zur Verknappung unserer Haushaltskasse ausschlaggebend war? „Sag mal, mit wem hast du denn gerade telefoniert?“ wollte ich als pflichtbewußtes Familienoberhaupt wissen.

„Ich habe Tante Waltraut angerufen“, antwortete er selbstbewußt.

„Aber Manuel, du kannst doch Tante Waltraut gar nicht angerufen haben, du kennst doch ihre Telefonnummer gar nicht.“

»Ich habe Tante Waltraut angerufen«

„Doch, Papi“, beharrte Manuel, „ich habe Tante Waltraut angerufen!“

Ich beugte mich zu meinem Sprößling runter und umfaßte seine Schultern. „Sieh mal, Manuel, du kennst noch keine Zahlen, kannst noch nicht mal lesen. Wie also willst du dann Tante Waltraut angerufen haben?“

„Aber ich habe Tante Waltraut doch angerufen!“ Zur Bekräftigung seiner Behauptung stampfte Manuel mit dem Fuß auf. Mit einem tiefen Seufzer griff ich nach einem Blatt Papier und Schreiber und notierte wahllos ein paar Zahlen darauf. Ich hielt ihm das Blatt unter die Nase. „Nun sag mir mal bitte, was dies für Zahlen sind.“ Mit trotzig hochgezogener Unterlippe verweigerte Manuel eine Auskunft. Ich zählte an den Fingern nach. „Und Tante Waltrauts Rufnummer besteht aus elf solcher Zahlen. Also kannst du Tante Waltraut nie und nimmer angerufen haben!“

Ich ahnte schon seine Antwort, und sie kam mit felsenfester Standhaftigkeit. „Ich habe aber doch Tante Waltraut angerufen!“

Ich drohte an Manuels Hartnäckigkeit schier zu verzweifeln. Ehe mein Geduldsfaden zu reißen drohte, lenkte ich ein.

„Nun gut, was hat denn Tante Waltraut so alles erzählt?“

Manuel wagte nicht aufzublikken. Dann kam es zögernd: „Sie hat gesagt, ich hätte mich verwählt.“ *Werner Hassler*

Antipreußischer Affekt

Ausstellung über August Reichensperger in Kölns Stadtmuseum


August Reichensperger
Foto: Archiv

Von Manfred Müller

Der antipreußische Affekt ist im ehemals preußischen Rheinland nicht, wie man annehmen sollte, längst ausgestorben. Zwar feiert er nicht fröhliche Urständ, aber in eher subtiler Weise ist er immer wieder zu finden. So etwa in einer historischen Ausstellung, die erst im Mittelrhein-Museum Koblenz gezeigt wurde und nun noch bis nächsten Sonnabend, dem 19. Februar, im Kölnischen Stadtmuseum zu sehen ist. Sie ist dem Politiker und Kunstförderer August Reichensperger gewidmet, dem neben Ludwig Windthorst wohl bedeutendsten Widersacher Otto von Bismarcks aus den Reihen der Zentrumsfraktion im Deutschen Reichstag.

Die Ausstellung trägt den Untertitel: „Koblenz — Köln — Europa“. Damit liegt sie ganz auf der Linie jener Rheinländer, die nach 1945 unter Weglassung des deutschen Vaterlandes von der rheinischen Heimat gleich ins europäische Ersatzvaterland gelangen wollten. Man hätte der Ausstellung ohne weiteres den Untertitel „Rheinland – Reich – Europa“ geben können. Bei „Europa“ wäre anzumerken, daß der Kunstfreund Reichensperger vorwiegend auf den Spuren des gotischen Stils reiste, den er als „christlich-germanisch“ auffaßte. Dabei blieben die Länder, die letztes Jahr zur Europäischen Union hinzukamen, weitgehend ausgespart. Das hinderte den Schirmherrn der Reichensperger-Ausstellung, den rheinland-pfälzischen Justizminister Herbert Mertin, jedoch nicht, den durch die Ausstellung Geehrten als einen „Weltbürger“ zu sehen und im Grußwort zu behaupten: „August Reichensperger wäre begeistert gewesen, als am 1. Mai 2005 die Europäische Union über Nacht um 75 Millionen Menschen auf nunmehr 450 Millionen Einwohner gewachsen ist. So groß und so weitgehend vereint war Europa noch nie.“ Betrachtet man Reichenspergers Reisen mit nüchternem Blick, so beschränkten sie sich weitgehend auf das alte EWG-Kerneuropa — bedingt durch seine Vorliebe für die gotische Kunst und das damalige Aufblühen einer neugotischen Baukunst.

Gewiß gab es ein antipreußisches Element in Reichenspergers Leben. Als jedoch 1840 Friedrich Wilhelm IV. in Preußen den Thron bestieg und nach den Zuspitzungen des Mischehenstreits einen versöhnlichen Kurs gegenüber seinen katholischen Untertanen einschlug, war auch der im preußischen Justizdienst stehende Reichensperger um Versöhnung bemüht. Der 1808 in Koblenz geborene Sohn eines antipreußischen Kollaborateurs, der im von Napoleon besetzten Rheinland Karriere gemacht hatte, anerkannte die finanziellen Leistungen des preußischen Staates für die Vollendung des Kölner Doms. In einer zündenden Broschüre schrieb Reichensperger, der Kölner Dom solle durch die Spenden möglichst vieler deutscher Menschen zu einem „Nationaldenkmal im vollsten Sinn des Wortes“ werden. Die Vollendung des Doms werde das Vaterlandsgefühl würdiger zum Ausdruck bringen als „patriotische Rheinweinlieder, Bankett-Toaste, deutsche Grobheiten und Purismen“.

Als Abgeordneter der ersten deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche konnte er sich die Einheit Deutschlands nur unter Einschluß Österreichs vorstellen. Durch eine Abtrennung Österreichs werde ein „Riß durch das Herz unseres Vaterlandes entstehen“. So betrachtete er 1866 den deutschen Bruderkrieg zwischen Österreich und Preußen mit großem Entsetzen. Für ihn war die Verdrängung Österreichs aus dem deutschen Staatsverband ein furchtbares Unglück: „Es kostet sehr viel Mühe, sich in solche Ratschlüsse Gottes zu fügen.“

Im neuen deutschen Kaiserreich gehörte Reichensperger von 1871 bis 1884 dem Reichstag an. Reichskanzler Bismarck machte ihm das Kompliment, er halte ihn und seinen ebenfalls für das Zentrum im Reichstag sitzenden Bruder Peter für „loyale Deutsche“. Als 81jähriger tadelte August Reichensperger die Haltung bestimmter Politiker seiner Partei, die sich noch immer mit Haß gegen Bismarck wandten. Zwar verzieh auch er Bismarck nicht, daß dieser acht Millionen Deutsche in Österreich „dem Ansturm des Slawentums“ preisgegeben habe, aber nun schien ihm doch die Stunde der Aussöhnung gekommen zu sein.

Von dieser Überwindung eines plumpen antipreußischen Affekts ist in den Wandtexten der Ausstellung nichts zu finden, auch der Katalog meidet diese nötigen Differenzierungen, obwohl er mit seinen Aufsätzen wissenschaftlichen Anspruch erhebt. Was Reichenspergers klares und warmherziges nationales Bekenntnis anbelangt, so beläßt man es bei versteckten und nebulösen Andeutungen — typisch für große Teile der heutigen bundesdeutschen Akademikerschaft.

»Fliegender Möbelwagen«

Vor 75 Jahren wurde die Ju 52/1m der Öffentlichkeit vorgestellt

Von Manuel Ruoff

Wohl vielen ist die alte „Tante Ju“ ein Begriff, hingegen werden vergleichsweise wenige deren schwächere, ältere Schwester kennen, den „Fliegenden Möbelwagen“. Wohl vielen ist der Flugzeugbauer Junkers ein Begriff, hingegen werden vergleichsweise wenige den Luftfahrtunternehmer Junkers kennen.

Dabei hatte sich Professor Hugo Junkers' „Junkers-Luftverkehrs AG“, wie der „Aero-Lloyd“, bis zur Mitte der 20er Jahre zu einem großen Luftverkehrsunternehmen entwickelt. Der Personenluftverkehr hing jedoch am staatlichen Subventionstropf und der Staat wünschte eine Konzentration der Kräfte. So setzte das Deutsche Reich eine Fusion der beiden deutschen Unternehmen durch. 1926 entstand die „Deutsche Lufthansa“ als einzige deutsche staatlich subventionierte Luftverkehrsgesellschaft.

Auf diese Weise aus dem Personenluftverkehr gedrängt, suchten Junkers und vor allem seine nicht in das neue Unternehmen übernommenen Luftverkehrsexperten ein neues, nicht von staatlichen Zuwendungen abhängiges Betätigungsfeld. Sie glaubten schließlich, dieses im Luftfrachtverkehr gefunden zu haben. Ihre Chance sahen sie vor allem in Gegenden der Welt mit einer nur schwach entwickelten Infrastruktur an Straßen und Schienenwegen. Hierfür bedurfte es in ihren Augen jedoch eines neuen, besonderen Flugzeuges.

„Billig im Anschaffungspreis, sparsam im Betrieb, einfach und wenig anspruchsvoll in der Wartung, mit einem hohen Nutzlastanteil und einer Mindestnutzlast von 2000 Kilogramm; es sollte einfach zu fliegen und zu warten sein, um keine besonderen Anforderungen an das Flug- und Wartungspersonal stellen zu müssen. Start- und Landegeschwindigkeit sollten mäßig und das Flugzeug auch auf Rasenplätzen einsetzbar sein. Um einen möglichst geringen Anschaffungspreis und Wartungsaufwand zu erreichen, wurde de von den Verkehrsexperten die einmotorige Ausführung – bei entsprechender Betriebssicherheit des Triebwerks – als ausreichend für den Luftfrachtverkehr angesehen, wenn Start- und Landefähigkeit auf Rasenplätzen sichergestellt werden konnten“ – so umriß Ernst Zindel rückblickend das Anforderungsprofil des zu schaffenden Flugzeuges. Zindel wurde mit der konstruktiven Lösung des Problems beauftragt, und als Leiter der Entwicklung der Ju 52/1m gelang ihm dieses in hohem Maße.

Am 11. September 1930 erfolgte der Erstflug. Nachdem der Prototyp am 4. November 1930 der Reichswehr vorgeführt worden war und am 8. Dezember 1930 die Musterprüfung bestanden hatte – worauf die Zulassung unter der Kennung D-1974 erfolgt war –, wurde er am 17. Februar 1931 auf dem Fluhafen in Berlin-Tempelhof der Öffentlichkeit vorgestellt.

Obwohl die Ju 52/1m viele Vorteile der legendären „Tante Ju“ besaß, blieb der gewünschte Verkaufserfolg aus. Sie blieb im Schatten ihrer stärkeren, jüngeren Schwester, der Ju 52/3m. Letztere verdankte ihre Existenz dem Wunsche der Lufthansa nach einem modernen Passagierflugzeug. Aufgrund der unbestreitbaren Qualitäten der Ju 52/1m bot es sich an, auf ihrer Basis eine Passagiermaschinenvariante zu bauen. Da beim Passagier- im Vergleich zum Frachtflug jedoch mehr auf Sicherheit und weniger auf Wirtschaftlichkeit geachtet wurde, erhielt die Passagierflugversion zwei zusätzliche Motoren in beziehungsweise an den Flügeln, weshalb diese Version denn auch statt Ju 52/1m Ju 52/3m hieß.

Während die dreimotorige Passagiervariante ein Massenprodukt wurde, blieb es bei der einmotorigen Frachtvariante bei einer zwölfteiligen Vorserie. Die Luftfracht hatte noch nicht die nötige Bedeutung gewonnen, daß sich eine reine Frachtmaschine wie die einmotorige Ju 52/1m neben der sichereren und damit vielseitiger verwendbaren dreimotorigen Ju 52/3m hätte durchsetzen können.



Der Prototyp vor 75 Jahren auf dem Flughafen in Berlin-Tempelhof Foto: Archiv

Was der König der Köche vom Sauerkraut hält

Zum 80. Geburtstag des Jahrhundertkochs Paul Bocuse, dem Lehrmeister einer ganzen Generation von Küchenchefs


„Königliche“ Kost-Probe: Aus festlichem Anlaß (Erntedankfest) hat Paul Bocuse für Gäste aus Übersee eine Kürbissuppe kreiert, die er höchstpersönlich abschmeckt. Foto: Mahlitz

Von Hans-Jürgen Mahlitz

Man nennt ihn den König der Köche, und wahrhaft „königlich“ durfte ich ihn erleben. Bei der telephonischen Reservierung fragte ich, ob mein – selbstverständlich gut erzogener – Hund mit ins Restaurant dürfe. Gegenfrage: „Quel chien?“ – „Ein Dalmatiner.“ – Die Antwort des Königs der Köche: „Ah, le chien des rois – naturellement bienvenue“ (der Hund der Könige – natürlich willkommen).

So richtig königlich mochte mein „Hund der Könige“ sich beim König der Köche denn doch nicht benehmen: Entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten blieb er nicht brav zusammengerollt unter meinem Stuhl liegen, machte er sich im Durchgang zwischen den Tischen der „Auberge du Pont de Collonges“ breit. M. Bocuse reagierte souverän: „Le chien reste là!“ Das Personal solle eben aufpassen und drübersteigen. Szenen wie im „Dinner for one“ blieben uns aber an diesem Abend erspart.

Souverän erlebte ich den Meisterkoch auch beim Interview, zu dem ich mich mit Paul Bocuse in seiner Super-Küche traf. Was er denn vom Sauerkraut halte, und überhaupt von der deutschen Küche, will ich von ihm wissen. Überraschend viel hält er davon: Zwar sei die französische Küche international viel renommierter, die deutsche Küche aber sei viel besser als ihr nicht ganz so guter Ruf. Eine damals noch ziemlich gewagte These, die aber eine stattliche Zahl von Michelin-Sternen in deutschen Landen inzwischen eindrucksvoll bestätigt hat.

Hart ins Gericht ging Bocuse mit einem Teil seiner deutschen Kollegen, die den ihm zugeschriebenen Begriff „Nouvelle cuisine“ allzu eigenwillig interpretierten: Wer die Teller immer größer, die Portionen immer kleiner und die Preise immer höher mache, habe damit noch keine neue Kochkunst kreiiert. Er selber hat übrigens nie von „Nouvelle Cuisine“ gesprochen oder geschrieben, sondern von „Cuisine du marché“. Was besagt, daß die Kochkunst mit dem Einkaufen beginnt: Man soll kochen, was der Markt an frischen, qualitätvollen, in die Landschaft und in die Jahreszeit passenden Produkten anbietet.

Daß er dermaleinst der Lehrmeister einer ganzen Köchegeneration werden könnte, war Paul Bocuse schon in die Wiege gelegt, als er vor 80 Jahren, am 11. Februar 1926, zur Welt kam. Er wurde in eine Familie geboren, in der das Handwerk des Cuisiniers schon seit dem 17. Jahrhundert von Generation zu Generation weitergegeben wurde, übrigens die ganze Zeit lang immer im selben Ort, in Collonges au Mont d'Or an der Saône, nördlich von Lyon. Hier grenzt in nordöstlicher Richtung die Bresse an, jene legendäre Landschaft, in der nicht nur die berühmtesten (und teuersten) Hühner der Welt aufwachsen, sondern so ziemlich alles in erlesener Güte und Vielfalt wächst und gedeiht, was Frankreichs Gourmet-Tempel so auf den Tisch zu bringen pflegen.

Der junge Paul startete seine kulinarische Grundausbildung bei Claude Maret im nahen Lyon. Das war mitten im Krieg, und so lernte er schon damals, welche besondere Bedeutung für einen Küchenchef der Markt hat – es handelte sich damals freilich um den Schwarzmarkt.

Jedenfalls war er ein gelehriger Schüler. Er eignete sich alles an Wissen an, was auch nur im Entferntesten mit Essen und Trinken zu tun hat, holte sich den letzten Schliff beim legendären Fernand Point in Vienne, holte als 35jährigen seinen ersten Michelinstern und ließ bereits vier Jahre später, 1965, die höchste Auszeichnung, die man mit dem Kochlöffel erobern kann, den dritten Michelinstern, über der „Auberge du Pont de Collonges“ erstrahlen.

Von nun an ging's bergauf, sofern das überhaupt noch möglich war. Kein geringerer als der französische Staatspräsident höchstpersönlich machte es möglich: Er verlieh Paul Bocuse das Kreuz der Ehrenlegion und gab ihm zu Ehren am 25. Februar 1975 im Elysee-Palast ein „kleines“ Essen. Der frischgebackene Chevalier hatte einige berühmte Freunde nicht nur zu Tisch, sondern auch an den Herd geladen. Pierre und Jean Troisgros steuerten Lachs-Schnitzel bei, Michel Guérard eine Ente, Roger Vergé kleine Salate. Den Rest besorgte der Meister selbst. Den Schlußpunkt setzte er mit Desserts, die er schon vorher hatte zubereiten können, so daß er sein Festessen ungestört genießen konnte. Zum Auftakt aber hatte er seinen Weltruf weiter gefestigt: Seine „Soupe aux truffes noires“, eine kunstvoll mit einem Blätterteig-Häubchen gekrönte Trüffelsuppe, wurde an diesem denkwürdigen Abend erstmals serviert. Seither ist ein Essen bei Bocuse ohne diese Köstlichkeit eine „halbe Sache“.

Natürlich hatte Präsident Giscard d'Estaing dafür gesorgt, daß zum Festschmaus auch standesgemäß getrunken wurde. Unter anderem gab es Château Margaux und Champagne Roederer, jeweils aus des Jubilars Geburtsjahr 1926, zum Schluß dann einen Bas-Armagnac von 1893. Bis heute „bedankt“ Bocuse sich für so viel Ehre, indem er Abend für Abend, bevor er an seinen Arbeitsplatz geht, das Kreuz der „Légion d'Honneur“ anlegt.

In Deutschland waren die erfolgreichsten Schüler des „Königs der Köche“ zwei Österreicher: Heinz Winkler, dessen Dreisternerestaurant „Residenz“ im oberbayerischen Aschau sowohl optisch als auch kulinarisch an das Bocuse-Stammhaus in Collonges au Mont d'Or erinnert, und Eckhard Witzigmann, 1979 mit dem Münchner „Aubergine“ erster deutschsprachiger Dreisternekoch und inzwischen zum „Koch des Jahrhunderts“ ernannt – wie zuvor schon sein Lehrmeister Paul Bocuse.



Papierener Grabstein

Dokumentation erinnert an DDR-Opfer der Sowjetzeit

Erschossen in Mos-kau" ist ein Gedenkbuch, das in Zusammenarbeit mit „Memorial International" (Moskau), der „Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur" und dem „Historischen Forschungsinstitut Facts & Files" (beide Berlin) entstand. Es führt erstmals die Namen und Schicksale von 927 Deutschen auf, welche während der Jahre 1949 bis 1953 von sowjetischen Militärtribunalen in der DDR zum Tode verurteilt, dann in geheimen Transporten nach Moskau verschleppt und im dortigen Butyrka-Gefängnis hingerichtet worden ind; die Asche verscharrte man in Massengräbern auf dem nahen Friedhof Donskoje. Lediglich in einem von zehn Fällen wurde einem Gnadengesuche stattgegeben und die Strafe in 25 Jahre Arbeitslager umgewandelt ...

Betroffen waren Deutsche aller Berufs- und Altersklassen. Rund Unter den Gefangenen waren 100 Frauen. Fast ein Drittel sind als Jugendliche anzusehen, die sich durchweg aktiv gegen das SED-Regime gestellt hatten – wohl allzuoft in Unkenntnis der tödlichen Konsequenzen. Verurteilt wurden sie zumeist für das Verteilen von Flugblättern oder die bloße Kontaktaufnahme zu freiheitlichen Organisationen in West-Berlin.

Blättert man die vielen Seiten des Buches mit den Namen der Opfer durch, so fällt die überaus häufige Verurteilung wegen „Teilnahme an konterrevolutionärer Organisation" oder die Anmerkung „Spione" auf, ohne daß Einzelheiten genannt werden.

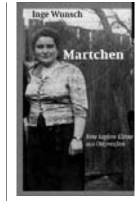
Der Verdacht von bloßer Denunziation oder reiner Willkür drängt sich geradezu auf; dies gilt um so mehr, als bei anderen Schicksalen durchaus Details genannt werden wie etwa Mitarbeit bei der russisch-antisowjetischen Organisation „NTS" oder bei einer Gruppe, die mit einem Störsender die Feier zu Stalins Geburtstag behinderte.

Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht ergingen die Todesurteile nur sehr selten wegen angeblicher oder tatsächlicher Kriegsverbrechen vor 1945.

Über 50 Jahre lang blieben die Schicksale dieser Menschen unbekannt. Die Angehörigen erfuhren nichts von ihrem Verbleib, selbst von den Hinrichtungen wußten sie nichts!

Sinn des vorliegenden Buches ist es, diese Opfer aus der Namenlosigkeit zurück in das Bewußtsein der Überlebenden zu holen und ihnen „wenigstens einen papierenen Grabstein zu geben". *F.-W. Schlomann*

***Arsenij Roginskij: „Erschossen in Moskau"**, Metropol-Verlag, Berlin 2005, 400 Seiten, 22 Euro*



Schweres Los

Ostpreußin muß nach der Flucht Neuanfang wagen

Inge Wunsch erzählt in dem Buch „Martchen – Eine tapfere Kleine aus Ostpreußen" die Geschichte von Martchen, einer jungen Frau, die auf sich allein gestellt ihre Kinder durch die harten Kriegs- und Nachkriegsjahre bringen muß.

„Martchen war die jüngste von insgesamt drei Schwestern. Sie lebten in einem Dorf im Kreis Lyck, in Walwerder. Das war in dem landschaftlich traumhaft schönen Masuren im ehemaligen Ostpreußen, ‚in dem Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen', wie es im Ostpreußenlied so schön heißt. Und viele, viele Störche gab es dort ... Martchen träumte davon, einmal Lehrerin zu werden. Dieser Traum war zunächst angesichts der schulischen Leistungen schon realistisch. Doch das Schicksal setzte diesem Traum ein jähes Ende."

Dies ist jedoch nur das erste Mal, daß die Träume der jungen Frau wie Seifenblasen zerplatzen.

Als sie einige Jahre später stolz und glücklich mit ihrem Ehemann in Heldenfelde das erste eigene Heim bezieht und zwei gesunde Kinder zur Welt bringt, wird ihr Mann dabei ertappt, wie er im Radio ‚verbotene Sender' hört.

Wie zu der Zeit im damaligen NS-Deutschland üblich, wird Martchens Ehemann aufgrund dieses Vergehens ins Gefängnis geworfen.

„Als Martchen nun, da ihr Mann im Gefängnis war, für ihre kleinen Kinder und für sich selbst alleine sorgen mußte, war es für sie eine sehr schwere Zeit."

Noch viele andere Schicksalsschläge werden diese Frau und ihre kleine Familie ereilen, bis die harten Jahre vorbei sind und das Leben in geordneteren Bahnen verläuft.

Eine nettes kleines Büchlein, das auf wenigen Seiten eindrucksvoll aufzeigt, welch schweres Los so manche Frauen im Krieg hatten und wie sie damit umgingen und umgehen mußten. Denn Verzweiflung und Kummer füllen bekanntlich nicht den Magen, weder den eigenen noch den der Kinder.

Inge Wunsch beschreibt wie Martchen mit ihrer Familie schweren Herzens das heimatliche Masuren verlassen muß, um als Neubauern auf einem Bauernhof in Mecklenburg ein neues Leben zu beginnen.

Traurig rührt es den Leser am Ende des Buches an, als er erfahren muß, daß Martchen 1986 verstirbt, ohne ihre Heimat je wieder gesehen zu haben ... *A. Ney*

***Inge Wunsch: „Martchen – Eine tapfere Kleine aus Ostpreußen"**, Schardt Verlag, Oldenburg 2005, 64 Seiten, 8,00 Euro*



Kleine Heimatkunde der besonderen Art

Erzählung über einen Großvater, der mit seinem Enkel zu den Stätten seiner ostdeutschen Kindheit reist

Krieg und Vertreibung, Gefangenschaft und Neubeginn; das Vorher und Nachher um die 30er und 40er Jahre hinterließ ungezählte traumatisierte Menschen, die zudem noch darunter litten, daß das Durchlebte kaum sprechen zu können, und nur selten aufmerksame, verständnisvolle Zuhörer fanden. So entstanden zahlreiche persönliche Aufzeichnungen, um sich das Erlebte und Erlittene von der Seele zu schreiben und für Kinder und Enkel festzuhalten. Einige wurden als Buch veröffentlicht. Sie sind notwendige Quelle des Wissens über Flucht und Vertreibung, authentisches Zeugnis. Eberhard Pautsch hat mit seinem umfangreichen Buch einen anderen Weg gewählt, um Zugang vom Heute ins Gestern zu ermöglichen. Er läßt einen schlesischen Großvater und seinen 15jährigen Enkel mit einer Bus-Pauschalreise in des Alten Grafschafter Heimat fahren. Es ist die autobiographische Spurensuche des Großvaters und die neugierige Aufgeschlossenheit des Schülers, die beide Generationen verbindet. Ein Idealfall!

Der Bericht gliedert sich in drei Kapitel: Die Durchreise (durch die Länder und Landschaften Mitteldeutschlands), die Einreise (nach Schlesien), die Heimreise (in das Bergland der Grafschaft Glatz). Der Großvater vermittelt als Reisepartner seinem Enkel Kenntnisse, die im heutigen Lehrplan der Schulen leider nicht mehr zu finden sind. Er stellt Heimatgeschichte in größere historische Zusammenhänge. Der Reiseweg und die Stationen werden lebendig dargestellt, Kulturgeschichte in allen Verzweigungen nicht vergessen und durch Textproben aus der Literatur ergänzt. Reiseteilnehmer werden in den Dialog einbezogen, besonders Kundige sind regionale Spezialisten. Der Enkel stellt Fragen und führt ein Tagebuch. In dieser Form und Fülle wurden die Grafschaft Glatz und Teile Schlesiens bisher nicht vorgestellt. Insofern ist das Buch, etwas altmodisch ausgedrückt, eine Heimatkunde. Auch tagespolitische Probleme werden nicht ausgeklammert, das deutsch-polnische Verhältnis, die bilateralen Verträge. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wird erläutert, wie Schlesier der „Erlebnisgeneration" sie sehen. Die Fülle an Fakten hemmt manchmal den Erzählfluß. Eine gewisse Straffung hätte dem Buch nicht geschadet.

Besonders eindrucksvoll und nachvollziehbar wirkt das umfangreichste Kapitel, „Die Heimfahrt". Landschaftsformen, kleine Städte und Dörfer, Heilbäder und Wallfahrtsorte, die barocke Grafschaft rund um das 1000jährige Glatz: Das war des Großvaters Kindheitsparadies. Gute Erinnerungen an die ersten 15 Lebensjahre, dann die Rache der Kriegsgegner, die ihn festnahmen und für neun Jahre auf den Archipel GULag brachten.

Von diesem Einschnitt, der den Großvater die besten Jugendjahre kostete, erzählt er dem Enkel, der nur schwer begreifen kann, was einem Gleichaltrigen damals widerfahren konnte. Sehr eindrucksvoll ist die Begegnung mit dem Heimatdorf und dem Elternhaus beschrieben, die zurückhaltende Kontaktaufnahme mit den jetzigen, polnischen Bewohnern, eine beglückende Entdeckung auf dem Dachboden, ohne materiellen Wert. Hier überzeugt der Autor auch als Erzähler, und die diskutierte Zeitgeschichte und Tagespolitik tritt in den Hintergrund. Von der Grundidee her ist jedoch alles gut verknüpft.

So akribisch der Autor recherchierte – ein paar Fehler haben sich doch eingeschlichen. Sie sind aber nur von geringer Bedeutung. So ist die „Kroatzbeere" natürlich kein Magenbitter, sondern ein Brombeerlikör. Die Glatzer „Graf-Götzen-Schule" (Namensgebung 1938) war keine Oberrealschule sondern ein humanistisches Gymnasium mit neusprachlichem Zweig ab 1937. Prüfungsfragen für aufmerksame Leser. Und Leser möchte ich dem mit viel Fleiß erarbeiteten und zum Teil mit Herzblut geschriebenen Buch wünschen. *Wolfgang Thaler*

***Eberhard Pautsch: „Späte Heimkehr"**, BoD, Norderstedt, broschiert, 365 Seiten, 21,80 Euro*



Familienbande

Eindringlicher Roman unter der Sonne Süditaliens

Nach 15 Jahren der Haft kehrt der Kleinganove Luciano Mascalzone 1875 in das kleine italienische Dorf Montepuccio zurück, um die stets von ihm begehrte Filomena zu suchen. Wie in seinen Träumen wird ihm die Tür ihres Hauses geöffnet und voller Leidenschaft fällt er über die Frau an der Tür her, die sich ihm willig hingibt. Beseelt verläßt er nach einer Liebesnacht das Haus und begegnet den Dorfbewohnern, die den ihnen verhaßten Kleinganoven mit Steinen bewerfen. Ein Stein trifft ihn am Kopf und Mascalzone stürzt schwer getroffen. Erstaunlicherweise ist er glücklich, weil er endlich seine Filomena besessen hat, doch noch während er stirbt, erfährt er, daß es sich bei der Frau nicht um Filomena, sondern um ihre Schwester gehandelt hat.

Dieser ziemlich dramatische Romananfang von „Die Sonne der Scorta" des französischen Bestsellerautors Laurent Gaudé wird in dem folgenden Kapitel noch gesteigert, denn Filomenas Schwester bekommt aus dieser einen Liebesnacht ein Kind, bei dessen Geburt sie stirbt. Obwohl die Dorfbewohner den kleinen Rocco vom Dorfpfarrer ermorden lassen wollen, gibt der Pfarrer den Säugling bei der Fischerfamilie Scorta im Nachbardorf in Pflege.

Doch dies sollte sich als Fehler erweisen, denn Rocco wird zu einem Kriminellen, der mordet, plündert und zum Paten der Region aufsteigt. Kurz vor seinem Tod vermacht er jedoch der Kirche sein gesamtes Vermögen und übergibt seine drei halbwüchsigen Kinder in die Armut.

Nach dem Tod Roccos schlägt der 1972 geborene Autor ein ruhiges Tempo an und wird auch in seiner Erzählweise wieder bodenständiger. Domenico, Giuseppe und die kleine Carmela erhalten von dem Pfarrer Geld aus ihrem Erbe, um in den USA einen neuen Anfang zu wagen, doch auf Ellis Island wird die zwölfjährige Carmela wegen einer Augenentzündung abgewiesen, und die Kinder fahren wieder zurück in ihr Heimatdorf. Dort müssen sie gegen die in ihrem Dorf vorherrschenden Vorurteile aufgrund ihrer Abstammung ankämpfen und sich durch ihrer Hände Arbeit einen bescheidenen Wohlstand aufbauen.

Der Roman endet 1980 mit der Enkelin Carmelas. Bis dahin schildert der Autor farbenprächtig die verschiedenen Schicksalsschläge, die den Scortas widerfahren. Besonders eindrucksvoll ist der Familienzusammenhalt und das zwiespältige Gefühl, ein Scorta zu sein, was eine Mischung aus Scham und Stolz darstellt. Die steinige Erde Apuliens, die heiße Sonne, das eigenwillige Meer, der Geruch nach Fisch, die lebensbeherrschenden Olivenbäume, die dominante Kirche, die eigenwilligen Charaktere der Süditaliener, der Dorfplatz als Treffpunkt; Laurent Gaudé entführt seinen Leser durch seine dichte Beschreibung der eigenwilligen Region in ein anderes Land.

„Die Sonne der Scorta" ist in Frankreich mit dem wichtigsten Literaturpreis ausgezeichnet worden.

Unbezweifelbar ist der Roman etwas Besonderes, zieht den Leser so sehr in seinen Bann, daß er noch Tage nach dem Beenden der Lektüre nachwirkt, indem immer wieder Bilder vor dem inneren Auge auftauchen und damit verbundene Emotionen wachrufen. Hexerei! *R. Bellano*

***Laurent Gaudé: „Die Sonne der Scorta"**, dtv premium, München 2005, kartoniert, 254 Seiten, 14,50 Euro*



Kreuz mit den Werten

Über deutsch-türkische Klischees und die Wirklichkeit

Im Zusammenhang mit dem geplanten EU-Beitritt der Türkei wird immer wieder darauf hingewiesen, daß die Europäische Union das zum Großteil in Asien liegende islamische Land nicht nur wirtschaftlich betrachtet, sondern auch ideell gesehen nicht verkraften kann. Das deutsch-türkische Paar Jürgen Gottschlich und Dilek Zaptcioglu hat nun im Auftrag der Körber-Stiftung die deutschen und türkischen Wertesysteme miteinander verglichen.

In „Das Kreuz mit den Werten – Über deutsche und türkische Leitkulturen" werden nun Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Kulturkreise miteinander verglichen. Da es das offene Ziel der Körber-Stiftung ist, den deutsch-türkischen Dialog zu verbessern, ist es ganz selbstverständlich, daß Trennendes gern ein wenig klein geredet, Gemeinsamkeiten in dem Buch jedoch überhöht werden. Trotzdem ist das Buch durchaus interessant, man muß eben nur bei der Lektüre bedenken, mit welcher Tendenz es verfaßt worden ist.

Gleich im Vorwort ereifert sich Oya S. Abalt, Projektleiterin des Deutsch-Türkischen Dialogs der Körber-Stiftung, darüber, daß ihre Kollegen sich dazu entschieden haben, auf dem Umschlag des Buches mit deutsch-türkischen Klischees zu spielen, indem sie im Vordergrund eine auf einer Wiese sitzende junge Türkin mit Kopftuch und im Hintergrund eine junge Deutsche im Bikini zeigen. Mit Klischees geht es dann auch gleich weiter, indem die beiden Autoren die typischen Vorurteile anführen, die Deutsche über Türken und Türken über Deutsche haben, was durchaus sehr kurzweilig zu lesen ist.

Auch der Entwicklung der verschiedenen Wertesysteme gehen die beiden Autoren nach, die, wie sie betonen, sich selbstständig über die Bewertung der jeweilige Werte gestritten haben. „Was er unter ‚Nationalismus' versteht, ist für sie ein schöner Patriotismus, und was sie mit ‚Nationalismus' meint, ist eine extreme Erscheinung, die die eigene Nation über alle anderen stellt und sich deshalb auf Kosten der anderen auslebt."

Sehr aufschlußreich führen die Autoren durch die Geschichte der beiden Länder unter Berücksichtigung der jeweiligen Werte. Hierbei führen sie an, wie stark vor allem innerhalb der Türkei der Stadt-Land-Unterschied zum tragen kommt.

Besondere, scheinbar eigenartige Phänomene wie Ehrenmord, Minarett versus Glockenturm und die Unterdrückung der Frau behandeln sie gesondert. Immer wieder greifen sie dabei auf Beispiele aus dem Alltag zurück und stellen Familien vor, in denen das behandelte Thema maßgeblich ist.

Etwas krampfhaft wirkt der Versuch der beiden Autoren zu belegen, wie integriert manche in Deutschland lebenden türkischen Familien sind und das deren Kinder durchaus auch Abitur machen. Von der vorgestellten Familie haben von fünf Kindern drei die Hochschulreife. Das ist zwar für diese Familie sehr schön, aber es entspricht keineswegs dem Durchschnitt, wie Statistiken belegen.

Im ganzen ist „Das Kreuz mit den Werten – Über deutsche und türkische Leitkulturen" jedoch ein sehr aufschlußreiches Buch, das viele wichtige Informationen liefert. *Bel*

***Jürgen Gottschlich, Dilek Zaptcioglu: „Das Kreuz mit den Werten – Über deutsche und türkische Leitkulturen"**, edition Körber-Stiftung, Hamburg 2005, broschiert, 263 Seiten, 14 Euro*



Dieter Stein
Ein Leben für Deutschland
Gedenkschrift für Wolfgang Venohr
Durch den plötzlichen Tod von Wolfgang Venohr wurde dieses Buch, das eigentlich als Festschrift zu seinem 80. Geburtstag vorgesehen war, zu seinem Nachruf. Mit Beiträgen von: Klaus Hornung, Jens Jessen, Botho Kattoll, Volker Kempf, Günter Kiessling, Detlef Kühn, Klaus Motschmann, Ulrich Schacht, Stefan Scheil, Wolfgang Seiffert, Rolf Stolz, Franz Uhle-Wettler, Michael F. Vogt, Karl-heinz Weissmann, Alfred M de Zayas, u.a. Geb., 607 Seiten, 24 Seiten mit ca. 50 s./w. Fotos **Best.-Nr.: 5182 € 29,80**



Winteroll
Geschichte Preußens in Ausflügen
Großer Kurfürst, Soldatenkönig, Alter Fritz - wo und wie haben sie gelebt? Was tat Sophie Charlotte von Lietzenburg? Warum liebte Königin Luise Paretz so? Und: Was hat das verschollene Ostseevolk der Pruzzen mit Berlin zu tun? Wer waren die Askanier? Antworten auf diese und andere Fragen gibt dieses Buch. Zehn Kapitel vermitteln auf unterhaltsame Weise einen Überblick über die Geschichte Preußens und stellen bekannte und weniger bekannte historische Orte vor.
Kart., 144 Seiten mit farb. Abb. **Best,-Nr.: 5167 € 9,90**



Jeremy Black (Hrsg.)
70 große Schlachten der Weltgeschichte
Von Matathon bis Bagdad
Die Chronik der siebzig größten Schlachten der Weltgeschichte beginnt im fünften Jahrhundert v. Chr. und reicht bis zum Irak-Krieg im Jahr 2003.
In sieben umfangreichen Kapiteln informieren renommierte Militärhistoriker über historische Hintergründe und technische Details der Schlachten. Fotos, Gemälde und alte Stiche veranschaulichen die Ereignisse: von der Varusschlacht im Teutoburger Wald, wo sich germanische und römische Heere feindlich gegenüberstanden, über den Sieg der Japaner über die Mongolen bei Hakata Bay im 13. Jahrhundert oder die Schlacht von Agincourt 1415 bis hin zu den Kämpfen von Waterloo, Verdun und Stalingrad oder den mit modernster Waffentechnologie geführten Kriegen der jüngsten Zeit. Anhand dreidimensionaler Schlachtpläne, Karten und Rekonstruktionen der Kriegstaktiken lassen sich auch die Strategien der großen Feldherren wie Hannibal und Napoleon nachvollziehen.
304 Seiten mit zahlr. tl. farb. Abb., 26,5 cm
Best.-Nr.: 5129 € 35,00

Neu!



Frauenkirche Dresden, DVD
Die Doppel-DVD mit einer Gesamtlaufzeit von vier Stunden dokumentiert den Wiederaufbau der Frauenkirche seit 1994 und zeigt in voller Länge den feierlichen Weihegottesdienst vom 30. Oktober 2005, bei dem die Kirche sowie Kanzel, Taufstein, Altar und Orgel ihrer Bestimmung übergeben wurden. Elf Bonusfilme gewähren historische Rückblicke und zeigen Porträts von Kirche, Stadt und Menschen:

- Die Seele Dresdens. Ein Film von Stefan Kelch
- Dresden anders...
- Bürger rettet Eure Städte. Ein Film von Werner von Bergen
- Gert Scobel im Gespräch mit dem Frauenkirchen-Pfarrer Stephan Fritz
- Versöhnung – Wie sich ein Pole für den Wiederaufbau engagiert.
- Dr. Reinold Hartmann im Gespräch mit Baudirektor Eberhard Burger
- Ernst Hirsch – Der Kameramann der Frauenkirche.
- Ausflug: Die Ausstellung „Der Blick auf Dresden".
- Der letzte Organist – Angehörige erinnern sich.
- Der Polier - Klaus Dietrich bleibt „seiner" Frauenkirche treu - auch nach dem Wiederaufbau.
- Überlebt - Eine Zeitzeugin erinnert sich.

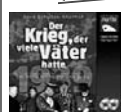
Der DVD-ROM-Teil für PC und MAC lädt zu einem atemberaubenden virtuellen Spaziergang durch die Frauenkirche ein.
Best.-Nr.: 5183 € 19,95

Buch der Woche

Martin Schmidtke
Rettungsaktion Ostsee 1944/1945
Eine Großtat der Menschlichkeit

Zusammenfassende Dokumentation einschließlich der beteiligten Schiffe und Bote von Handelsflotte, Kriegsmarine, Luftwaffe und Herr. Die „Rettungsaktion Ostsee" mit dem Schwerpunkt in den letzten 125 Tagen des Zweiten Weltkrieges.
Bereits anderthalb Jahrzehnte nach den Vorgängen des Jahres 1945 hatten namhafte ausländische Historiker Urteile gefällt, die Deutschlands Öffentlichkeit kaum sonderlich wahrnahm. Samuel E. Morison, Chef der amtlichen „History of the United States, Naval Operations in World War II" kam zu dem Resume: „Die Rückführung über die Ostsee war sicherlich die größte in der modernen Geschichte, voll der größten Gefahren und Schwierigkeiten." Der Historiker Philip Karl Lundeberg von der Smitsonian Institution, United States National Museum, Washington D.C., bestätigte in der „American Historical Review", dass sich die Räumungseinsätze in der Ostsee tatsächlich als der erfolgreichste Abzug über See in der modernen Geschichte erwies.
Das Buch soll die geschichtliche Größe des tatsächlich Erreichten aufzeigen. Geb. 350 Seiten mit zahlr. Abb., 30 cm **Best.-Nr.: 5184 € 39,00**





Der Krieg, der viele Väter hatte Zwei CDs
Die letzte Woche vor dem Krieg „Dieser Krieg", so Gerd Schultze-Rhonhof, „hatte viele Väter." Das vorliegende Hörbuch basiert auf dem gleichnamigen Bestseller-Sachbuch und zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: Gerd Schultze-Rhonhof zeigt in aller Deutlichkeit, was den „ersten Schüssen" des 1. September 1939 vorausgegangen ist.
2 Audio-CDs,
Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95

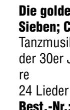
Musik aus alten Zeiten!



Willy Forst; CD
Durch dich wird diese Welt erst schön, Mein Mädel ist nur eine Verkäuferin,Unter einem Regenschirm am Abend, Wir zahlen keine Miete mehr, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 3143, € 8,95



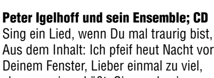
Tiana Lemnitz; CD
Sopran, Arien aus: Die Hochzeit des Figaro, Die zauberflöte, Der Freischütz, Der Troubadour, Othello, Arabella
Gesamtspielzeit: 61:47 Min.
Best.-Nr.: 4906, € 8,95



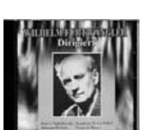

Die goldene Sieben; CD
Tanzmusik der 30er Jahre
24 Lieder
Best.-Nr.: 4944, € 8,95



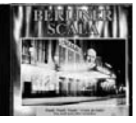
Barnabas von Gèczy; CD
Barnabas von Gèczy und sein Salonorchester
21 Lieder
Best.-Nr.: 3304, € 8,95



Peter Igelhoff und sein Ensemble; CD
Sing ein Lied, wenn Du mal traurig bist, Aus dem Inhalt: Ich pfeif heut Nacht vor Deinem Fenster, Lieber einmal zu viel, als zu wenig geküßt, Sie werden immer jünger, kleine Frau, u.v.m., 24 Lieder
Best.-Nr.: 3304, € 8,95

Wilhelm Furtwängler dirigiert; CD
Peter J. Tschaikowsky: Symphonie Nr. 4 in F-moll
Johannes Brahms: Hungarian Dances
Best.-Nr.: 4921, € 8,95



Berliner Scala; CD
Musik! Musik! Musik!, Grock als Jodler, Das muß man alles verstehen, Russisch, Peng, u.v.m.
23 Lieder
Best.-Nr.: 3319, € 8,95



Strienz, Wilhelm; CD
Bass Arien aus: Die lustigen Weiber von Windsor, Der Freischütz, Der Wildschütz, Die Zauberflöte, Der Barbier von Bagdad, Ernani, u.v.m. 13 Lieder
Best.-Nr.: 3327, € 8,95



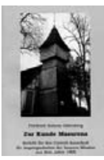
Hans Albers; CD
Flieger, grüss mir die Sonne, Goodbye Jonny, Hoppla, jetzt komm `ich, Auf der reeperbahn nachts um halb eins, u.v.m.
14 Lieder
Best.-Nr.: 4943, € 8,95

FUNDGRUBE!!! (so lange der Vorrat reicht)



Gleissl / Mai
Die Deutschen im Osten
Dieses Buch schildert die Mission an der Ostsee, die Kolonisation in Mittel- und Osteuropa und die Ansiedlung der Schwaben in Südosteuropa
Geb., 112 Seiten mit 132 Abb
Best.-Nr.: 3143
statt € 11,90
jetzt nur noch € 5,99

Agnes Miegel
Alt- Königsberger Geschichten
Zwischen Altstadt, Kneiphof und Löbenicht
Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 4953
statt € 12,95
jetzt nur noch € 9,99
(Mängelexemplar)





Friedrich Salomo Oldenberg
Zur Kunde Masurens
Bericht für den Central- Ausschuß für Angelegenheiten der Inneren Mission aus dem Jahre 1865, Forschungsstelle Osteuropa,
Kart., 239 Seiten **Best.-Nr.: 1285**
statt € 24,00
jetzt nur noch € 14,99

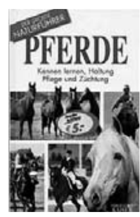
Agnes Miegel, CD
Gisela Limmer von Massow spricht 21 Gedichte und Balladen von Agnes Miegel
Best.-Nr.: 1106
statt € 15,50
jetzt nur noch € 11,99

Wilfried Rogasch; Schnellkurs Adel
Adel verpflichtet
Prinzessin Diana und Maxima, die spanische Königsfamilie oder das Haus Hannover - die Märchenhochzeiten und Familienskandale des europäischen Hochadels fesseln regelmäßig ein Millionenpublikum. Dass die gekrönten Häupter als Werbeträger für ihr Land auch erfolgreiche PR-Arbeit leisten und dass in vielen adligen Familien mit großem finanziellen Einsatz Kulturschätze von einmaligem Rang bewahrt werden, gerät darüber oftmals in Vergessenheit. Doch was ist eigentlich 'Adel' und wie ist er entstanden? Welche Privilegien und Pflichten sind damit verbunden? Wie unterscheiden sich hoher und niederer Adel und wie alt ist der alte Adel? Welche unterschiedlichen Titel gibt es und ist die Anrede 'Frau Gräfin' korrekt? Wilfried Rogasch weiß Antwort auf diese Fragen. Er führt durch die adlige Welt gestern und heute und stellt die wichtigsten Familien des deutschen und europäischen Hochadels vor.
Kart., 208 Seiten **Best.-Nr.: 5185 € 14,90**



Der große Naturführer: Katzen
Katzen kennen lernen, Haltung, Pflege, Züchtung. Der Katzenfreund findet hier alle wichtigen Informationen über Rasse, Haltung, Pflege, Gewohnheiten und Verhalten. Die Entwicklungsgeschichte, Genetik und Ernährung ergänzen den mit vielen Farbfotographien bebilderten Text
Geb., 223 Seiten
Best.-Nr.: 3660
NUR € 5,00

Mühlpfordt
Königsberger Skulpturen und ihre Meister 1255-1945
Dieses Werk hat als Ziel, die Königsberger Werke der Plastik, aber auch Plaketten und Münzen möglichst vollständig festzuhalten, das Ostdeutsche beiträge aus dem Göttinger Arbeitskreis, Band XLVI 1970, gebundene Ausgabe, 299 Seiten.
Best.-Nr.: 1919 **jetzt nur noch € 4,95**



Der große Naturführer: Pferde
Kennen lernen, Haltung, Pflege und Züchtung. Dieser Naturführer wendet sich an alle, die Pferde, die wohl ältesten Helfer des Menschen, lieben und möglichst viel über sie erfahren möchten.
Geb., 223 Seiten
Best.-Nr.: 3659 NUR € 5,00

INTA-ELISABETH KLINGELHÖLLER

Die Trilogie.....

Ein Stück blauen Himmel und die eigene Kindheit holt Inta-Elisabeth Klingelhöller (Schwester des Wilhelm v. Gottberg) in ihrer Trilogie „Eilig liefen meine Füße" zurück. In ihren Schilderungen erzählt sie von der Kindheit auf dem Gut, der einzigartigen Landschaft Ostpreußens, der Liebe zu den Pferden und von menschlichem Miteinander auf dem Gut. Dann die dramatische Flucht im letzten Augenblick aus der geliebten Heimat und die oft kuriosen Schwierigkeiten eines Neuanfangs. Mit ihren Büchern möchte die Autorin auch jüngeren Lesern das Fenster öffnen zum besseren Verstehen der Elterngeneration.

Eilig liefen meine Füße, Band 1
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 209 Seiten **Best.-Nr.: 1486, € 10,50**
Eilig liefen meine Füße, Band 2
Das Leben geht weiter
Kart., 249 Seiten **Best.-Nr.: 1487, € 12,00**
Eilig liefen meine Füße, Band 3
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 300 Seiten **Best.-Nr.: 1488, € 13,00**

SUPERSONDERANGEBOT!

Eilig liefen meine Füße
Alle drei Bände zusammen
Best.-Nr.: 1246 **statt € 35,50** **jetzt NUR € 29,99**



Das aktuelle Buch

Augen zu und durch
Zwischen Gestern und Heute
Erlebnisse mit Pferden
Kart., 258 Seiten
Best.-Nr.: 3400, € 13,50

Friedrich Carl Albrecht
Blick auf drei Jahrhunderte
Politische Zitate
1700 bis 2000
Das Zitatenbuch zeigt deutsche und preußische Geschichte von einer Seite, die heutzutage leichthin als „politisch nicht korrekt" bezeichnet werden könnte. Aber gerade weil dieses Buch nicht auf den üblichen Trampelpfaden steckenbleibt, sondern versucht, zu zeigen wie es eigentlich gewesen ist, erfährt der Leser überraschende Einsichten.
Kart., 66 Seiten **Best.-Nr.: 2671 € 9,80**



Brunhilde Helwig
Warum Millionen Adolf Hitler vertrauten
Wie war das damals?
Eine Zeitzeugin berichtet
Kart., 128 Seiten
Best.-Nr.: 4658 € 8,50

Udo Ulfkotte
Der Krieg im Dunkeln
Die Geschichte der großen Geheimdienste von ihrer Gründung bis heute als eine Geschichte von Höhepunkten und Niederlagen, Pannen und Skandalen, legalen und illegalen Methoden. Er zeigt, wie Agenten die Weltwirtschaft lenken, was Politiker von den Aktionen ihrer Spionageeinrichtungen wissen, wer die Agenten kontrolliert und wie die Geheimdienste zusammenarbeiten.
Ulfkotte rechnet ab mit den großen Nachrichtendiensten und zeigt, mit welchen legalen und illegalen Methoden sie Politik und Wirtschaft lenken. Das kritische Standardwerk über die großen Geheimdienste der Welt.
Geb., 384 Seiten
Best.-Nr.: 5181, € 22,90



Sonderangebot

Ottokar Wagner
Aus Königsberger Kindertagen
Erzählungen vom Kohlenklau und Siebenzagel.
Aufzeichnungen in ostpreußischer Mundart.
Kart., 47 Seiten
Best.-Nr.: 1678
statt € 9,00
NUR € 6,99

Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: PREUSSISCHER MEDIENDIENST
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Best.-Nr.	Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung, Versandkostenpauschale € 4,– / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

☐ Bitte senden Sie mir den aktuellen Katalog zu.

Vorname: ______ Name: ______
Straße, Nr.: ______
PLZ, Ort: ______ Telefon: ______

MELDUNGEN

Neue Lira-Münze: Vorsicht Verwechslung!

Frankfurt – Zum 1. Januar hat die türkische Notenbank neue Münzen ihrer Währung Lira herausgegeben. Das neue Ein-Lira-Stück ähnelt dabei der Zwei-Euro-Münze erheblich, samt Nickelrand, Kupfermitte und der Größe der Münze. Daher besteht laut Bankenkreisen beträchtliche Verwechslungsgefahr. Eine Lira hat derzeit den Gegenwert von rund 40 Cent.

»Junge Freiheit«: Leipzig zensiert

Leipzig/Berlin – Die Leitung der Leipziger Buchmesse hat die Wochenzeitung „Junge Freiheit" von der diesjährigen Messe ausgeschlossen. Messedirektor Oliver Zille hat der Zeitung mitgeteilt, eine Beteiligung der „JF" gefährde den „ordnungsgemäßen Ablauf" der Veranstaltung. In den vergangenen Jahren hatten linksextreme Gruppierungen Protest gegen die Teilnahme der konservativen „JF" angemeldet. „JF"-Chefredakteur Dieter Stein wertet den Ausschluß als „dreisten Angriff auf die Presse- und Meinungsfreiheit" und appelliert an Zille, seine Entscheidung noch einmal zu überdenken.

ZUR PERSON

Ein Muslim aus Pommern



Ein deutscher Islam-Konvertit wird neuer Vorsitzender des sogenannten „Zentralrats der Muslime in Deutschland" (ZMD). Der in Köln lebende pensionierte Physiker **Ayyub Axel Köhler**, geboren 1938 in Stettin, übernimmt diesen Posten vom saudischen Zentralrats-Gründer Nadeem Elyas. Es hätte kaum einen stürmischeren Zeitpunkt für die Amtsübergabe geben können: Im Zuge des Konflikts um die dänischen Mohammed-Zeichnungen sind auch viele der rund 3,4 Millionen Muslime in Deutschland emotional aufgewühlt. Elyas hat die Karikaturen scharf verurteilt und Verständnis für die weltweiten Proteste geäußert; der Nachfolger bläst in dasselbe Horn.

Der 1994 gegründete Zentralrat beansprucht für sich, die Muslime in Deutschland zu vertreten. Tatsächlich hat er nach Schätzungen höchstens 20000 Mitglieder, repräsentiert also nur eine winzige Minderheit.

Der in zweiter Ehe mit einer Türkin verheiratete Köhler wird es schwer haben, in die großen Fußstapfen des mediengewandten Elyas zu treten. Der brachte es schließlich gar zu einer offiziellen Audienz bei Papst Benedikt XVI. – trotz der nicht verstummenden Gerüchte, er sei früher Mitglied der radikalen Muslimbruderschaft gewesen. Der NRW-Verfassungsschutz rechnet etwa die Hälfte der neunzehn Mitgliedsorganisationen des ZMD zur Muslimbruderschaft. Köhler, der 1963 zum Islam übertrat, hat in der Vergangenheit auch kritische Worte zur muslimischen Szene gefunden: „In Deutschland sehen wir die islamische Welt im Kleinen: nationalistisch und sogar schon rassistisch", sagte er in einem Interview. *Pli*

»Den Propheten zu karikieren – das wirst du büßen!« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Grimmige Männer

Der »Dialog« funktioniert: Hunderttausende Muslime spielen die Szenen der dänischen Karikaturen nach / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Ratlosigkeit macht sich breit. Was sollen wir nur tun? Muslimische Produkte boykottieren und eimerweise dänischen Solidaritätsjoghurt schaufeln, bis Brechreiz einsetzt oder der Herzrhytmus zu schlackern anfängt? Nein, nein, das würde die Lage nur weiter verschlimmern, gesundheitlich wie politisch.

Politiker aller Länder und Richtungen setzen auf den – was sonst – „Dialog der Kulturen". Der funktioniert immer, wie uns der Streit um die Bildchen vom Propheten selbst bewiesen hat. Dänische Zeichner präsentierten uns Mohammed als Ebenbild des gewalttätigen Muslim – einen grimmigen, bärtigen Mann, der ganz und gar den Eindruck erweckt, gleich über die „Ungläubigen" herfallen zu wollen. Kaum waren die Zeichnungen überall in der islamischen Welt bekannt, fielen dort grimmige, bärtige Männer über die Einrichtungen der „Ungläubigen" her. Der gepriesene „Dialog" läuft mittlerweile ganz ohne Worte: Der eine malt ein Bild und der andere tut, was darauf zu sehen ist.

Das gegenseitige Verständnis setzt voraus, daß man „mehr voneinander weiß", wie die professionellen Dialogteilnehmer täglich herausstreichen. Auch damit waren wir offensichtlich viel weiter, als wir dachten. Viele merken erst jetzt, daß sie schon lange von der islamischen Gedankenwelt mehr wußten, als sie ahnten. Denn so, wie diese Welt sich ihnen zur Zeit präsentiert, hatten sie sich die mohammedanische Nachbarschaft im Grunde schon immer vorgestellt.

Aber darf man so reden? Verletzt solcher Sarkasmus nicht Gefühle? Das jedenfalls finden Europas Politiker und weisen darauf hin, daß sie unter „Dialog" etwas völlig anderes verstehen als sich gegenseitig dabei behilflich zu sein, die Hosen runterzulassen. Sie fühlen sich wohl in der Rolle des fürsorglichen Therapeuten und gehen auf die islamischen Gesellschaften gern zu wie auf 1,3 Milliarden Jugendliche mit düsterer Sozialprognose. Verständnis zeigen heißt hier: öfter mal was durchgehen lassen und vor allem „keine Gefühle verletzen", die Jungs seien schließlich ohnehin schon schwer traumatisiert. Unsensible Fragen, etwa warum Moslems Rom betreten dürfen, obwohl Mekka für Christen strikt versperrt bleibt, könnten hier ebenso zu unkalkulierbaren Reaktionen führen wie der hemdsärmelige Hinweis darauf, daß Moslems in vorwiegend christlichen Ländern missionieren dürfen wie sie wollen, während christliche Mission in überwiegend islamischen Staaten selbstverständlich verboten ist.

Der „Dialog" ist keine Besprechung unter Gleichen, wo Roß und Reiter wie Moscheebau hier und (kein) Kirchenbau dort beim Namen genannt werden. Der Dialog ist dazu da, daß sich die ältere Religion bei der jüngeren wie ein verständnisvoller, fortschrittlich gesinnter Vater danach erkundigt, wo ihr der Schuh drückt und welche Bedürfnisse sie hat, damit der Generationenwechsel in Harmonie vonstatten geht.

> Freiheit ja, aber »Provokation« wird nicht geduldet. Das war schon in der DDR so.

Im Interesse jener kuscheligen Zweisamkeit des langsamen Übergangs ist das grelle Licht, das derzeit die islamische Gemeinschaft auf sich selbst richtet, überaus schädlich. Die Tumulte locken die Ewiggestrigen, die sich frech bestätigt fühlen, aus ihren Höhlen. Baden-Württembergs Europaminister Stächele will allen Muslimen, die sich offen gegen das Grundgesetz stellen, mit eindeutiger Absicht eine „Fahrkarte" in die Hand drücken. Die Grünen fordern entrüstet, der CDU-Mann solle sofort zurücktreten oder sich in aller Form entschuldigen. Bei wem, blieb unerwähnt. Aber letztlich können die Grünen ja nur jene Muslime gemeint haben, die das Grundgesetz für eine Frechheit der Ungläubigen halten. Über andere hatte Stächele nicht geredet.

Der Stuttgarter Scharfmacher blieb zum Glück die Ausnahme. Nur wenige nutzen die Unruhen aus, um Schreckgespenster an die Wand zu malen und sich zu benehmen wie verantwortungslose Stewards auf einem sinkenden Schiff, die den Passagieren gedankenlos das Anlegen der Schwimmwesten empfehlen, ohne darauf zu achten, welche Panik sie damit auslösen könnten. In ihrer ganz großen Mehrheit reagieren Europas Politiker mit bewundernswerter Besonnenheit auf die allgemeine Erregung und entlarven die Hardliner als diejenigen, die den Konflikt eigentlich verschuldet haben.

Der italienische EU-Kommissar Frattini mahnt, Europa dürfe den Moslems nicht „unser Modell überstülpen" und macht auf diese Weise erkennbar, welches „Modell" in Dänemark, wo die Karikaturen entstanden sind, seiner Meinung nach zu gelten hat. Englands Außenminister Straw maßregelte den dänischen Mißbrauch der Pressefreiheit. Auch zahllose andere europäische Führer wandten sich empört gegen die „Provokation", die „Jyllands Posten" unter Mißbrauch der Freiheit verübt habe. Provokation? Da können wir aus eigener Erfahrung mitreden. Auch die DDR war stolz darauf, daß in ihren Grenzen jeder seine Meinung frei sagen konnte, sofern es sich nicht um eine „Provokation" handelte; die war unter strengster Strafe verboten. Gewisse Denktraditionen haben offenbar einen langen Atem.

In ihrer Verdammung der skandinavischen Provokateure finden die Staatslenker viel Unterstützung bei europäischen Medien. Der ARD-„Weltspiegel" brachte vergangenen Sonntag auf den Punkt, was wirklich passiert ist: „Eine kleine, rechtspopulistische Zeitung in Dänemark hat gezündelt, um bewußt zu provozieren. Als die ersehnte Empörung ausblieb, startete die Zeitung noch eine Umfrage." Keine dummen Bemerkungen zur „Weltspiegel"-Wortwahl „kleine Zeitung" bitte. Wir wissen, daß „Jyllands Posten" das auflagenstärkste Blatt Dänemarks ist. Aber es handelt sich schließlich um „Rechtspopulisten", und die sind immer klein, egal wie groß sie sind.

Das Kernwort lautet „gezündelt". Das warf man schon dem Politiker Friedrich Merz vor, als er im Jahre 2000 mit der brandgefährlichen Vokabel von der „deutschen Leitkultur" herumkokelte, um die Deutschen gegen alte Bräuche wie Frauenbeschneidung oder -beseitigung (in Ehrensachen) oder Zwangsheirat aufzuhetzen. Bestürzte Vertreter gesellschaftlich relevanter Gruppen riefen damals den „Aufstand der Anständigen" ins Leben, um der rechtspopulistischen „Zündelei" ein Ende zu machen. Mit Erfolg, die Bräuche leben bis heute fort.

Verärgert müssen wir zur Kenntnis nehmen, daß neben den Dänen auch andere Volkswirtschaften vom Wirtschaftsboykott betroffen sind, den die Moslems verhängt haben. Die französische Supermarktkette „Carrefour" versuchte sich noch zu retten: Sie ließ aus ihren Filialen in der islamischen Welt geschwind alle dänischen Produkte entfernen und statt ihrer Schilder in die geleerten Regale hängen, auf denen man sich tapfer von den fiesen Skandinaviern distanziert. Leider dürfte diese erstaunlich flinke Reaktion verpufft sein, nachdem die Karikaturen auch in Frankreich erschienen waren.

Übel traf es auch den schweizerische Nestlé-Konzern. Aufgrund irgendwelcher Fehlinformationen verbreitete sich in arabischen Ländern das Gerücht, daß es sich bei einigen Produkten von Nestlé um dänische Erzeugnisse handele. Nestlé ließ daher in einer saudi-arabischen Zeitung große Inserate schalten, in denen beteuert wird: Wir sind Schweizer, keine Dänen! Nur Rechtspopulisten würden den bekennenden Schweizern gern zurufen: „Und wißt ihr, was ihr noch seit?"

In Polen soll der Chefredakteur der Zeitung „Rzeczpospolita" gefeuert werden, weil er die Bilder gedruckt hat. Politiker aller Parteien wandten sich rigoros gegen jegliche „Verletzung religiöser Gefühle". Da Koran und Sunna so ziemlich alle Lebensbereiche genau regeln, sollten polnische Juristen schleunigst die Scharia studieren. Das heutige polnische Recht ist mit den religiösen Gefühlen strenger Muslime nämlich kaum zu vereinbaren.

ZITATE

Carsten Juste, ***Chefredakteur der dänischen Zeitung „Jyllands Posten"****, welche die Mohamend-Karikaturen abgedruckt und sich später dafür erfolglos entschuldigt hatte, gab sich dem schwedischen Blatt „Dagens Nyheter" gegenüber* ***resigniert****:*

„Ich bin zu der traurigen Einsicht gekommen, daß Integration vielleicht ein unmögliches Projekt ist. Diese Affäre zeigt, daß es eine Kluft zwischen westlichen Menschen und der muslimischen Welt gibt, die größer ist als der Grand Canyon."

Die gebürtige Somalierin und ehemalige Muslimin ***Ayaan Hirsi Ali****, Vertraute und* ***Kollegin des ermordeten Filmemachers Theo van Gogh*** *und Abgeordnete der nationalliberalen niederländischen VVD, appelliert im „Spiegel" vom 6. Februar:*

„Wir entschuldigen uns andauernd und merken nicht, welche Schläge wir beziehen. Die andere Seite aber weicht keinen Millimeter zurück ... Hier wie dort vergeht kein Tag, an dem nicht radikale Imame in ihren Moscheen Haß predigen. Sie nennen Juden und Christen minderwertig, und wir gestehen ihnen dies als Meinungsfreiheit zu ... Nach dem Kniefall des Westens werden sie schadenfroh sagen, Allah habe den Ungläubigen ein schwaches Rückgrat gegeben."

Altbundespräsident ***Roman Herzog versteht*** *manche christliche* ***Kirchen nicht*** *mehr:*

„Eine Kirche, die die Orientierungslosigkeit der Gesellschaft nur noch einmal verdoppelt, hat sich schon selber überflüssig gemacht, bevor andere ihr das bescheinigen."

Der EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber meint zu den ***gewaltsamen Ausschreitungen von Moslems*** *in aller Welt:*

„Diese Reaktionen bestätigen die Befürchtungen vor gewalttätigen Kräften im Islam, die in ebendiesen Karikaturen zum Ausdruck kommen."

Schon wieder ein Vergleich!

Als die Däumler-Gmelin-Tante
Bush mit Hitler keck verglich,
ging das, wie sie bald erkannte,
allen gegen jeden Strich.

Beim Betrachten der Empörten
schien indes nicht immer klar,
welcher Teil der unerhörten
Gleichung Grund des Ärgers war.

Jetzt, o Schreck, geschah es wieder:
Mit dem Herrn vom Dritten Reich
wagte diesmal fromm und bieder
Donald Rumsfeld den Vergleich!

Nein, er hat nicht ***sich*** *verglichen,*
auch nicht ***Bush****, den jeder liebt,*
sondern bloß herausgestrichen,
daß es ***noch*** *'nen Schurken gibt.*

Und sein Gleichnis, gar nicht dämlich,
leuchtet allen Leuten ein:
Hugo in Caracas nämlich
hat tatsächlich was gemein!

Was, das hat die Rums-Kanone
selbst gesagt, von Neid gequält:
Hugo wurde zweifelsohne
schwindelfrei *vom Volk gewählt.*

Pannonicus